M. von Thibiage's

Geschichte

der berühmtesten

Ritterburgen und Schlösser

Frankreichs,

Englands, Deutschlands, der Schweiz 2c.

Nebst

deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Besitzer.

Deutsch

von

Ludwig Hain.

Zweiter Band.

Merseburg,

Verlag von Louis Garcke.

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des zweiten Bandes.

	Seite
Das Schloß Chambord	1.
" " von If	7.
" " Vaux-le-Praslin	12.
" " von Sully	20.
" " Montfort	29.
" " von Ham	40.
" " Gaillon	48.
Das Thor Notre-Dame zu Cambray	51.
" " Notre-Dame zu Sens	55.
" " Montreuil zu Amiens	59.
" " an der Joubertbrücke zu Poitiers	64.
" " des Croux zu Nevers	70.
" Wilhelmsthor zu Chartres	74.
Der Thurm von Crest	77.
Das St. Johannsthor zu Provins	82.
Der große und der kleine Chatelet zu Paris	87.
Das Schloß Rousillon	97.
" " Harcourt	99.
" " von Maintenon	108.
" " von Couches	119.

Seite

Das Schloß St. Roche . . . . 125.
" " von Chenonceaux . . . . 131.
" " Ober-Landsberg . . . . 135.
" " Werdenberg . . . . 139.
" " Lausanne . . . . 141.
" " von Heidelberg . . . . 149.
" " von Baden . . . . 153.
" " Marienberg in Würzburg . . . . . . 157.
" " Johannisberg . . . . 161.
" " von Luxenburg . . . . 166.
" " von Stirling . . . . 172.
" " Belem . . . . 182.
" " St. Elme . . . . 188.
Die Engelsburg . . . . 191.
Die Festung Smolensk . . . . 194.

Das Schloß von Chambord bei Blois.

Wenn es in Frankreich ein Gebäude giebt, das jenen herrlichen maurischen Palästen, wie Spanien einen in seinem Alhambra besitzt, zu vergleichen ist, so ist dies ohne Widerrede das Schloß Chambord, dieser so geräumige und von den Königen Frankreichs so oft bewohnte Palast mit seinem ungeheuren Park, seinen Ringmauern, der abwechselnden schönen Umgegend, mit dem für jede Art von Jagd so günstigen Terrain, den unermeßlichen Waldungen, hundertjährigen Bäumen, breiten Alleen und verborgenen Fußpfaden. Wenn man auf der Anhöhe vor Blois steht, so erblickt man diesen grandiosen Fürstenbau mit seinen Domen, Donjons, Thürmchen und Terrassen, mit den mannichfaltigen Formen des Renaissancestyles, Formen, die weder ganz germanisch, noch ganz griechisch oder römisch sind, die aber durch ihre Eigenthümlichkeit eine Epoche bezeichnen, welche zwischen der Barbarei und der Civilisation unserer Tage mitten inne steht. Das Hauptgebäude des Schlosses erinnert allerdings durch seine vier starken Thürme an die unförmlichen oder vielmehr festen Steinmassen des zwölften Jahrhunderts, aber die prächtigen

Gallerien, welche der Façade größere Ausdehnung geben, verleihen dem Schlosse ein elegantes Aeußere, wie es vor der Renaissancezeit nicht bekannt war.

Man könnte Bände füllen, wollte man die Geschichte dieser eben so zarten als imposanten Architectur genügend schildern. Alle möglichen Ornamente und Verzierungen sind hier mit verschwenderischem Ueberfluß gespendet worden.

Nachstehend folgt übrigens, was Andreas Duchesne über das Schloß von Chambord sagt, dessen naive Ausdrucksweise so trefflich zu dem Gegenstand, den er schildert, paßt:

„Denn wenn ich auch die Lusthäuser, Paläste und Schlösser, welche einige Herren mit so viel Pracht haben bauen lassen, berücksichtige, so ist doch das Schloß von Chambord in allen Stücken das zauberhafteste, was Europa aufzuweisen hat und gleichsam ein kurzer Abriß der ganzen menschlichen Geschicklichkeit damaliger Zeit. Der große König Franz wurde dabei von so viel Geschmack und gesundem Urtheil geleitet, daß alle die schönen Zierden dieses Wunderbaues Zeugniß von dem hohen Geiste eines der größten Könige der Welt ablegen."

„Von dieser Königswohnung aus sieht man Blois, obwohl es noch drei Stunden davon entfernt ist; allüberall erblickt man Wiesen, Bäche, Wälder; vor dem Schlosse befindet sich eine Treppe, die nicht ihresgleichen in Frankreich hat, denn sie ist so breit, daß zu gleicher Zeit eine große Menge Menschen auf und absteigen können, ohne sich deutlich zu erkennen."

„Ich überlasse den erstaunten Blicken der Wißbegierigen das Anschauen der Zimmer, Vorzimmer, Säle,

Garderoben, Kabinets, Säulenhallen und Gallerien, wie auch der Gärten und namentlich desjenigen, welchen man den Garten der Königin nennt und fünf Morgen Flächenraum einnimmt, an dessen Ende nach dem Wald von Blois zu ihr eine breite und lange Allee bemerken werdet, die aus vier Reihen so regelmäßig gepflanzter Ulmen besteht, daß die des Königs von Persien, die im Alterthum so gerühmt waren, nichts dagegen sind."

Man begreift nicht, wie ein solches Schloß nicht die Phantasie eines unserer großen Dichter entzündete und einen Racine oder Boileau zu einem Gedicht begeisterte.

Sicherlich hätten sich Pindar oder Homer, Horaz oder Virgil diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, ein solches Meisterwerk durch ihre Muse zu verherrlichen und ihm eine jener glänzenden Dichtungen geweiht, welche, wie das Wasser der Quelle, ihrem fruchtbaren Geiste entsprangen.

Indem wir uns von dieser bedauerlichen Empfindung trennen, bemerken wir, daß Molière in dem Theater des Schlosses Chambord die erste Vorstellung seines Lustspiels Bourgeois Gentilhomme zur Aufführung brachte, welches anfangs keinen rechten Beifall fand. Aber der König, welcher sich sein Urtheil für die zweite Vorstellung vorbehalten hatte, bezeugte dem Dichter öffentlich seinen Beifall. Dieses Lob beruhigte wieder den großen Lustspieldichter, der seit einigen Tagen gefürchtet hatte Ludwig XIV. zu mißfallen. Die großen Herren, welche in dem Schweigen des Königs eine Mißbilligung erblickt und auf diese stumme Manifestation hin das Stück schrecklich schlecht gemacht hatten, beeilten sich nun Herrn Molière

ihre Glückwünsche darzubringen und ihm ihre aufrichtige Bewunderung zu bezeugen. Auf diese Art gestalten sich Succeſſe; sie hängen vom Zufall, von der Laune eines hochgestellten Mannes ab. Darum ist das unbekannte Talent zu beklagen, welches keine Stütze in einem Mächtigen dieser Erde hat; was er Geistiges aussäet, ist ein Korn, das auf steinigen Boden fällt *).

Chambord hat indeß die glänzende Periode, die es unter Ludwig dem Prächtigen erlebte, nicht wiederkehren sehen. Heutzutage würde man hier umsonst Erinnerungen an Ludwig XIV. und Molière suchen.

Später kam Schloß Chambord in Besitz des Siegers von Fontenoy; der Marschall von Sachsen ruhte hier aus von seinen Siegen im Schooße der Künste, Vergnügungen und der Freundschaft. Gegen Ende des Jahres 1748 kam der Marschall hierher und wurde mit allen militairischen Ehrenbezeugungen empfangen; seine Waffengefährten erwarteten ihn hier.

In Folge einer ganz besonderen Aufmerksamkeit ließ der König (Ludwig XV.) seine beiden Uhlanenregimenter hier in Garnison legen und für sie vor dem Schloßthore eine Kaserne bauen.

Der Marschall von Sachsen führte nun hier ein ganz militairisches Leben; er hielt seine Truppen in größter Disciplin, wohnte jeden Morgen ihren Uebungen bei

*) Die hier vom Verf. aufgestellten Behauptungen sind für unsre Zeit nicht mehr wahr; es ließe sich jetzt vielleicht eher das Gegentheil mit mehr Glaubwürdigkeit behaupten.
Anm. d. Uebers.

und widmete namentlich einem Gestüte seine Sorgfalt, das er aus ukrainischen Pferden, welche frei und ohne Aufsicht im Parke lebten und zur bestimmten Stunde auf dem Exercierplatze erschienen, gebildet hatte.

Nur zwei Jahre erfreute sich der Marschall des Besitzes dieses schönen Schlosses, denn der Tod ereilte ihn am 30. November 1750; ein prächtiger Leichenzug mit ganz königlichem Pomp geleitete ihn zur Gruft, sein Paradebett war mit sechzehn dem Feinde abgenommenen Fahnen umgeben und sechs Kanonen, die ihm Ludwig XV. geschenkt hatte, verkündeten von Stunde zu Stunde, vierzig Tage lang, das Verscheiden eines großen Kriegers.

Seit vierzig Jahren hat diese Domaine ein merkwürdiges Schicksal gehabt; wenige Besitzungen in Frankreich sind so oft verkauft, wie diese ist vergeben worden.

Im Jahre 1779 wollte Ludwig XVI. die Besitzung Chambord, die zwei Jahre vorher zu einem Herzogthum erhoben war, dem General Pichegru verleihen. Während des Kaiserreiches gehörte sie dem Marschall Berthier und im Jahre 1822 wurde sie mittelst einer Subscription dem Herzog von Bordeaux angeboten. Als aber nach der Julirevolution durch legislative Entscheidung bestimmt wurde, daß der älteren Linie der Bourbons der Aufenthalt in Frankreich unter Androhung schwerer Strafe und mit dem Verbot, ihre Besitzungen im Lande zu behalten, untersagt sein sollte, da mußte die Veräußerung dieser Domaine die nothwendige Folge der legislativen Maßregeln sein.

Der Herzog von Bordeaux ist also aus dem Besitze verdrängt, — aber, da es gerichtlich erwiesen ist, daß

er nicht ein so bedeutendes Vermögen hat, um diese große Besitzung erwerben zu können, so scheint es, daß dies schöne Monument der Vergangenheit vandalischen Güterhändlern und Speculanten in Baumaterialien anheim fallen und ein Meisterwerk der Architectur unter Axt- und Hammerschlägen zertrümmert werden wird.

Wird die Regierung ein Denkmal zu Grunde gehen lassen, welches unter Ludwig XIV. die Stätte hundert glanzvoller Feste war; ein Denkmal, welches zwölf Jahre lang achtzehnhundert Arbeiter beschäftigte und zu dessen Verherrlichung sich so viele Talente in Architectur, Sculptur und Malerei vereinten? Wollen wir ein Nachspiel des Vandalismus haben, indem wir erlauben, daß die barbarischen Speculanten in Bausteinen und Mörtel die zerstörende Axt an ein Bauwerk legen, welches so viel kostete, ehe es ein so grandioses, Frankreichs durchaus würdiges, Monument wurde?

Das Schloß von If bei Marseille.

Die Stadt Marseille besaß ehemals in ihren Umgebungen eine große Anzahl von Antiquitäten, merkwürdigen Monumenten, historisch-berühmten Gebäuden, welche mit dem Rufe und Glanze dieser alten, von den Phöniciern gegründeten Stadt wetteifern konnten. Heutzutage ist nur wenig mehr von diesen Bauwerken zu sehen; Feuersbrünste, Belagerungen und Verwüstungen aller Art haben fast die Stätte vergessen gemacht, auf welcher sich jene Prachtgebäude erhoben. Indessen sind doch einige der Zerstörung entgangen, diese sind: die unterirdischen Gewölbe von St. Sauveur, das Schloß Notre-Dame de la Garde und das Schloß von If.

Unter der Masse von Gebäuden, aus welchen die ehemalige Abtei zum heiligen Erlöser, welche am Guicheplatze lag, bestand, bemerkt man noch diese unterirdischen Gewölbe, welche aus sieben gleichlaufenden Sälen, die auf drei Seiten von einer schmalen und wenig hohen Gallerie umschlossen sind, bestehen. Dieses Bauwerk ist unbedingt von römischer Construction und war ohne Zweifel ein Wohngebäude (Kaserne) für römische Sol-

daten. Es ist noch vollkommen gut erhalten und ist daher eins der antiken Monumente, welches am meisten die Aufmerksamkeit und die schützende Hand der Alterthumsfreunde verdient.

Die Veste Notre-Dame de la Garde liegt auf einer Anhöhe bei Marseille; sie beherrscht das Meer. Die Kapelle wurde von einem Mönch, Namens Peter, erbaut und ihm vom Abt von St. Victor der Hügel, auf dem sie gegründet ist, überlassen. Jährlich am Frohnleichnamsfeste wird die Statue der Notre-Dame de la Garde in der Stadt unter großen Ceremonien herumgetragen. Die Kapelle, in welcher sie sich befindet, steht bei dem Landvolke in großer Verehrung, sie ist gewissermaßen eine Wallfahrtsstätte und während der Pfingstfeiertage kommen die frommen Bewohner von Marseille und von dessen Umgebungen hierher, um ihre Liebesgaben am Fuße des Muttergottesbildes niederzulegen; auch ist die Kapelle mit Votivgemälden und vielen reichen Geschenken geschmückt. Die Festung, welche aus der Zeit Franz des Ersten stammt, hat in militairischer Beziehung wenig zu bedeuten; was sie aber der Beachtung der Fremden werth macht, ist die herrliche Aussicht, welche man von ihr über die Stadt, die Rhede und die nahen Eilande genießt. Die munteren Reisenden Chapelle und Bachaumont haben dieser alten Veste folgende Zeilen gewidmet:

„Wir kletterten über eine Stunde, ehe wir auf den Gipfel des Berges gelangten und waren sehr überrascht, als wir ein altes, schlechtes Gebäude vor uns sahen, das beim ersten besten Windstoß einzustürzen droht.

C'est Notre-Dame de la Garde,
Gouvernement commode et beau,
A qui suffit pour toute garde
Un suisse avec sa hallebarde,
Peint sur la porte du château"*).

Das Schloß von If liegt auf einer Insel gleiches Namens eine Stunde von Marseille entfernt. Die Felsen, welche es umgeben, sind sehr steil und erreichen eine Höhe von ungefähr funfzig Fuß über dem Meeresspiegel; ihre längste Ausdehnung beträgt neunhundert und achtzig Fuß und die Breite dreihundert und fünf und achtzig. Die Burg, welche diesen Felsen krönt, gilt für eine der festesten im mittelländischen Meere. Franz I. ließ sie im Jahre 1529 erbauen; sie besteht aus einem viereckigen und von vier Eckthürmen beschützten Donjon. Die Umgrenzung der Insel ist mit Fortificationen, die der Lage der Felsenvorsprünge angepaßt sind, versehen und eine äußere Ringmauer bilden. Der Angriff auf diese Insel ist fast unmöglich, da sie selbst bei ruhiger See immer von den Wellen des Meeres bespült wird.

Das Schloß von If**) stand in früheren Zeiten in einem furchtbaren Rufe, gleich denen von Pierre-Encise, Vincennes und anderen Staatsgefängnissen. Mehrere be-

---

*) Das ist Notre-Dame de la Garde, eine stattliche bequeme Burg, die zu schützen schon hinreicht — gemalt an des Schlosses Pforte — ein Schweizer mit seiner Hellebard'.

**) Diesen Namen erhielt es von den ehemals auf dieser Insel im Ueberfluß wachsenden Eiben- oder Taxusbäumen. Französisch: If, altdeutsch: Ife, daher auch Ibenbaum.
Anm. d. Uebers.

rühmte Gefangene haben hinter seinen stillen Mauern geseufzt, der letzte war der Graf von Mirabeau.

Die Veste der Felseninsel If hütet und beschützt den Eingang zu dem im Jahre 1823 gebauten Hafen Dieudonné, der zwischen den Inseln Ratoneau und Pomègue liegt. In der Mitte und auf dem höchsten Punkte der Insel Ratoneau befindet sich ein mit Fortificationen umgebenes Schloß.

Auf diesem kleinen Eilande geschah es, daß sich im Jahr 1765 ein Corporal, Namens Francoeur, zum König von Ratoneau erklärte; er hatte früher mehrmals Zeichen von Wahnsinn gegeben, aber man hielt ihn wieder für ganz gesund, und seine Kameraden gingen mit ihm ohne Argwohn um.

Einst stand er auf dem Wachtposten am Schloßthore. Während sich die Mannschaft seines Truppes auf der Insel zerstreut hat, läßt Francoeur die Zugbrücke herunter, ladet die Kanonen und fängt auf seine außerhalb der Ringmauer befindlichen Kameraden zu schießen an.

Nur mit Mühe konnten diese vermittelst eines Botes den Kartätschen entfliehen. „Da er auf diese Weise Herr der Insel war, bemerkt ein neuerer Schriftsteller, so überredete er sich leicht, daß er auch unumschränkter Gebieter derselben sei."

Der That nach herrschte er aber nur über Ziegenheerden, und verfügte über ihr Leben je nach dem Grade seines Appetites.

Da er keine Mittel hatte, um sich Brod und Wein zu verschaffen, so fiel er auf den kühnen Gedanken, von den an seinem Königreich vorbeisegelnden Schiffen eine

Ranzion zu erheben. Francoeur erfüllte alle militairischen Functionen ganz allein; des Nachts ging er, eine Leuchte in der Hand, zur Recognoscirung der Wachtposten aus.

Vom Schloß If und von der Insel Pomègue bemerkte man, daß der König von Ratoneau häufige Ausfälle machte; dieser Umstand bestimmte den Gouverneur der Provence einer Compagnie Soldaten Befehl zu geben, ihn zu holen.

Die Soldaten gingen in der Nacht vom 3. zum 4. November dahin ab und es gelang ihnen, sich bis an die Wälle des Schloßthurmes zu schleichen. Francoeur macht wie gewöhnlich die Runde, er läßt die Zugbrücke nieder und kaum ist er vor den Kanonen, als er umringt wird. „Bravo Leute, ruft er aus, 's ist gut, das ist eine Kriegslist.“

„Der König von Frankreich ist mächtiger als ich, er hat tüchtige Truppen; ich ergebe mich unter kriegerischen Ehren und verlange nichts als meinen Hafersack (Tornister) und meine Pfeife.“

Am andern Morgen ging Francoeur in einem wahren Triumphzug durch die Stadt; man wies ihm das Narrenhaus zur Residenz an, und später wurde er nach Paris zu den Invaliden geschickt.

Das Schloß von Vaux-le-Praslin.

Der Bau dieses Schlosses, welcher im Jahre 1653 begonnen wurde und anfangs Vaux-le-Vicomte hieß, ward den geschicktesten Händen anvertraut. Wenn man Levau, Lenotre, Lebrun nennt, so spricht man die Namen großer Meister aus. Der erste leitete den Bau des Schlosses, der Zweite entwarf den Plan zu dem Garten und der Dritte führte die Malereien aus.

Wenn man den Preis berücksichtigt, der auf die Erbauung dieses Schlosses gewendet wurde, so mußte es reich an Schönheiten aller Art sein. Was davon noch vorhanden ist, wollen wir nachstehend schildern.

1) Der Vorhof ist mit einem geschlossenen Säulengang geschmückt, den man bei der Ankunft zuerst, vermittelst eines mit Karyatiden versehenen Gitterthores, das zu einer, über einen breiten Wassergraben geworfene, Zugbrücke führt, betritt.

2) Der Schloßhof hat zwei mit Sculpturen geschmückte Wasserbassins.

3) Eine ungeheure Vorhalle ist verbunden mit einem großen ovalen Saale, dessen Schmuck in Arkaden und Pilastern besteht.

4) Vier marmorne Statuen füllen noch vier dieser Bogennischen aus.

5) Zahlreiche Figuren in Stuccaturarbeit und prachtvolle Malereien erhöhen die Schönheit der Gemächer.

6) Die Friese der Säle sind mit Arabesken geschmückt.

7) Nach der Gartenseite zu hat das Schloß zwei Pavillons, die mit Halbsäulen ionischer Ordnung geziert sind; zwei kleine anstoßende Vorzimmer sind mit durchbrochenen Geländern umgeben, sowie auch die Kuppeln, auf welchen freundliche Glockenthürmchen sich befinden.

8) Vier große Säulen, im Mittelpunkt der Façade, verleihen ihr Glanz und Ausdruck.

9) Ueber dieser Façade befinden sich wieder vier Halbsäulen, welche ein Giebelfeld stützen.

10) Auf dem Dachgesims stehen vier Statuen von Pophyr.

11) Die Kranzleisten der Fensterstocke sind mit Chiffern, mit Waffen, welche Löwen halten, und mit Genien, die Kronen tragen, reich geschmückt. In dem Giebelfeld bemerkt man noch die Wappen der ehemaligen Herren dieses Schlosses.

12) Prächtige Wasserbecken, ein schöner Springbrunnen, ein Wasserfall, ein Kanal von dreitausend und fünfhundert Fuß Länge, welcher die ganze Breite eines sechshundert Morgen umfassenden Parkes durchschneidet, eine Menge Piedestale, welche Wasser in große Muschelschalen werfen, — das sind die Hauptzierden dieser schönen und außerordentlich großen Besitzung, welche nach den Fouquets dem Marschall von Villars zufiel. Von

der Familie Villars ging die Herrschaft an den Staatsminister Herzog von Praslin über. Zur Zeit von dessen höchster Macht wurde die Domaine zu einem erblichen Herzogthum gemacht, und erhielt den Namen Vaux-le-Praslin, den es auch seitdem behalten hat; auch gehört sie der Familie Praslin noch jetzt.

Dieser so prachtvolle, reich geschmückte Palast ist jedoch nicht mehr das, was er einst war. Es bedürfte außerordentlicher und höchst kostspieliger Reparaturen, um ihm seine ehemalige strahlende Schönheit wieder zu verleihen.

Die Gärten, einst Zeugen so vieler zauberhaften Feste, sind verwüstet und kaum mehr zu erkennen und der Palast zerfällt in Trümmer.

Man sieht hier nicht mehr jene jungen gierigen Höflinge, jene Menge von Besuchern, welche den Reichthum des mit Glücksgütern gesegneten Finanzmannes anbeteten, des so bekannten Fouquet, von dessen tragischem Ende wir eine kurze Darstellung hier folgen lassen wollen.

Als an dem Tage nach Mazarins Tode Ludwig XIV. erklärt hatte, daß er nun selbst regieren wolle, hielt er täglich Rathssitzungen und arbeitete dann noch in geheim mit Colbert. Diese geheime Thätigkeit ward das Unglück Fouquet's. Der Fall dieses Ministers, dem man weit weniger vorzuwerfen hatte, als dem Cardinal Mazarin, beweist, daß nicht Jedermann ungestraft Fehler begehen darf. Sein Verderben war schon beschlossen, als der König das prächtige Fest annahm, welches ihm der Minister auf seinem Schlosse Vaux-le-Praslin gab.

Der Palast und die Gärten hatten ihn achtzehn Millionen Franken gekostet. Er hatte das Schloß zwei Mal umgebaut und drei Meilen Land ringsum angekauft, welches mit zu den endlosen Gärten geschlagen wurde, die damals für die schönsten in ganz Europa galten. Die Springbrunnen von Vaux, welche seitdem von denen in Versailles, Marly und Saint = Cloud bei weitem übertroffen sind, waren damals Wunderwerke. Aber wie schön auch dies Schloß war, diese Ausgabe von achtzehn Millionen bewies, daß man hier das Geld eben so wenig beachtet hatte, als das des Königs geschont worden war.

Allerdings fehlte noch viel, ehe sich Saint = Germain und Fontainebleau, die einzigen vom König bewohnten Lustschlösser, mit den Schönheiten von Vaux hätten messen können. Ludwig XIV. fühlte das und war darüber ärgerlich. Ueberall in dem Palaste sieht man das Wappen und die Devise Fouquet's angebracht; es war ein Schild mit einem Eichhörnchen und den Worten: Quo non ascendam? — W a s s o l l t e i c h n i c h t e r r e i c h e n?

Der König ließ sich das erklären. Der Ehrgeiz, der in diesem Wahlspruch lag, war eben nicht geeignet den Monarchen zu beruhigen. Die Hofleute machten die Bemerkung, daß das Eichhörnchen überall von einer Natter (das Wappenzeichen Colbert's) verfolgt werde.

Das Fest überstrahlte bei weitem diejenigen, welche Mazarin gegeben hatte, sowohl hinsichtlich der Pracht, als auch des Geschmacks. Was den Verdruß des Königs noch vermehrte, war, daß auch Mademoiselle von Lavallière, für welche der Fürst eine heftige Leidenschaft zu

fühlen begann, ein Gegenstand der flüchtigen Neigungen des Ober=Intendanten gewesen war, der nichts schonte um diese zu befriedigen. Er hatte dem Fräulein von Lavallière zweimalhunderttausend Livres angeboten, welche von dieser mit Entrüstung zurückgewiesen wurden, noch ehe sie von den Empfindungen des Königs unterrichtet war.

Als der Ober=Intendant bemerkte welch' mächtigen Nebenbuhler er habe, da war es seine Absicht Diejenige zur Vertrauten zu gewinnen, deren Besitz er nicht erreichen konnte, und dies erzürnte den König noch mehr, der in der ersten Aufwallung den Festgeber beinahe hätte verhaften lassen; er unterdrückte jedoch seinen Zorn und nahm zur nöthigen Verstellung seine Zuflucht. Man ist versucht zu glauben, der damals doch schon so mächtige Souverain hätte die Partei, welche sich Fouquet geschaffen hatte, gefürchtet.

Der Plan Ludwigs XIV. war den Finanzminister Fouquet einer Untersuchung preiszugeben. Man mußte ihn vorher aber erst vermögen seine Stelle als Generalprocurator niederzulegen, ein Amt, welches ihm das Recht gab zu verlangen von dem Parlament gerichtet zu werden. Es wurde ihm daher zugeflüstert, daß diese Charge mit dem Amte eines Premierministers unverträglich sei und sogleich entledigte er sich ihrer vermittelst einer Summe von einer Million und zweimalhunderttausend Livres, die er dem königlichen Schatz zufließen ließ. Als Alles vorbereitet war, begab sich der König nach Nantes; Fouquet folgte ihm, obgleich er fieberkrank war. Er und Colbert fuhren auf zwei verschiedenen Booten dahin und die Hofleute sagten, als sie beide abreisen sahen:

„Der Eine wird den Andern in den Grund bohren."

Saint-Simon nennt in seinen Memoiren den Kanzler Letellier und Colbert die beiden Minirer des Unterganges Fouquet's. Als man gegen Turenne die Bemerkung aussprach, wie heftig sich Colbert gegen Fouquet benehme, wie mäßig dagegen Letellier, antwortete der Marschall: „In der That, ich glaube, Colbert hat mehr Lust, daß er gehängt werde, und Letellier mehr Furcht, daß er es nicht werde."

Es waren Fouquet mehrere Warnungen zugekommen, aber er wollte nicht daran glauben. Den Tag nach seiner Ankunft in Paris begab er sich in die Rathssitzung und hatte mit dem König eine zweistündige Unterredung. Als er in seine Wohnung zurückkam, wurde er von einem Hauptmanne der Musketiere, Namens Artagnan, verhaftet und auf das Schloß von Angers, alsdann nach einander nach Amboise, Vincennes, Morel und endlich in die Bastille gebracht.

Fouquet ertrug die Ungnade des Königs mit Muth und Würde. Eine Specialcommission, die aus Räthen verschiedener Parlamente des Königreichs gebildet wurde, war beauftragt über sein Loos zu entscheiden. Unter seinen Papieren fand man einen Zettel, der vor länger denn zwölf Jahren, zur Zeit der Frondeunruhen, geschrieben worden war. Es war eine Art Denkschrift oder Instruction für seine Frau, ein unbestimmter Fluchtplan in's Ausland. Diese unbedeutende Schrift diente als Grund seiner Anklage. Letellier, welcher auf diesem Punkte be-

harrte, sagte, er könnte die Anklage des Hochverraths nicht in Abrede stellen.

„Ein Staatsverbechen," erwiederte Fouquet, „kann man nur dann begehen, wenn man ein hohes Amt bekleidet, die Geheimnisse des Staatsoberhauptes kennt und sich dann plötzlich auf die Seite der Feinde wirft; wenn man seine Familie in dasselbe Interesse zieht; wenn man die Thore der Stadt, deren Gouverneur man ist, der feindlichen Armee öffnet und sie seinem eigentlichen Gebieter verschließt, und wenn man der feindlichen Partei die Staatsgeheimnisse verräth, — das, mein Herr, nennt man Staatsverbrechen." Diese Antwort hatte wenigstens das Verdienst dem Kanzler Letellier seine eigene Lebensgeschichte in's Gedächtniß zurückzurufen.

Die Anhänger und Gegner Fouquet's bekämpften sich während dieses langen Processes, dessen Untersuchung drei Jahre dauerte, mit Eifer und Erbitterung.

Sein eigentliches Verbrechen war, das Staatsvermögen benutzt und geplündert zu haben, zu einer Zeit, wo sich Niemand ein Gewissen hieraus machte. Er wurde aber wegen eines vermeintlichen Verbrechens zu lebenslänglicher Verbannung und zur Confiscation seiner Güter verurtheilt. Von den zwei und zwanzig Richtern, welche stimmten, wagten nur neun für seinen Tod zu sprechen.

Der König verwandelte die Strafe in lebenslängliches Gefängniß. Fouquet reiste unter starker Escorte nach der Citadelle von Pignerol ab und wurde unterwegs sehr streng behandelt. Anfangs suchte er durch Geständniß seines Unrechts, durch den Ausdruck tiefster Reue das Herz des Königs zu rühren, aber als er sah, daß

all' sein Bitten fruchtlos war, ergab er sich in sein Schicksal und verlangte nur noch den Beistand und die Tröstungen der Religion.

Fouquet besaß die Freundschaft berühmter und hochgestellter Menschen, so lange er im Glücke war. Boileau sagt:

Jamais surintendant n'a trouvé de cruelles *).

Eben aus diesem Grunde hat es ihm nie an Freunden gefehlt. Das Beispiel Pelissons zeigt uns, um welchen Preis sich diese Freundschaften geknüpft hatten. Welches aber auch der Grund derselben sei, es ist allemal ehrenwerth, wenn sie die Ursache, die sie hervorrief, überlebt. Pelisson, Gourville, Mademoiselle de Scudery, Saint-Evremont blieben dem gefallenen Minister treu. Frau von Sevigné hat ihm in ihren Briefen ein ehrenvolles Denkmal gesetzt; Lafontaine drückte sein Bedauern über Fouquet's Fall in einer rührenden Elegie aus; der Dichter Henault richtete ein beißendes Sonnett an Colbert und der Journalist Lorel verlor seine Pension, weil er in seinem Mercure burlesque das Lob Fouquet's ausgesprochen hatte.

Fouquet starb am 23. März 1680 im fünf und sechzigsten Jahre seines Lebens nach neunzehnjähriger Haft **).

*) Nie ist ein Ober-Intendant bitterer enttäuscht worden.

**) Die schändliche Behandlung Fouquet's, der, mochte er gethan haben was er wollte, doch nicht wegen seiner Vergehen, sondern um eines kleinlichen Neides und Verdrusses Ludwigs XIV. willen verurtheilt wurde, erfüllt gewiß jeden Unbefangenen mit Empörung. Aber es war eine des großen Königs ganz würdige Handlung. — Anm. d. Uebers.

Das Schloß von Sully.

Nicht weit von Orleans liegt das kleine Dorf Sully, dessen Schloß eine große Berühmtheit erlangt hat durch den Besitzer desselben, Maximilian von Bethune, Herzog von Sully, welcher die letzten Jahre seines Lebens hier zubrachte. Als Sully im Jahre 1602 das Schloß an sich brachte, war es sehr unbedeutend; aber es wurde nach und nach vergrößert und unterm 12. Februar 1602 von Heinrich IV. zu einem erblichen Herzogthum erhoben. Diese Erhebung änderte auch den Namen des Freundes Heinrichs, und der Marquis von Rosny wurde Herzog von Sully. In seinen Memoiren sagt Sully bei Gelegenheit seiner Erhebung zum Herzog und Pair Folgendes:

„Ich hatte diese Würden bereits ausgeschlagen, als mich der König als Gesandten nach England schickte. Da jedoch seitdem durch die Großmuth meines königlichen Wohlthäters das Hinderniß, welches mich damals veranlaßte seinen gütigen Willen unbenutzt zu lassen, beseitigt worden war, so nahm ich nun diesen neuen Beweis seiner Huld dankbar an."

„Es gab keinen einzigen Herrn am Hofe, ja fast nicht einen Großen des Reiches, welcher mir nicht die Ehre erwiesen hätte mich zu begleiten, als ich mich zur Ceremonie meiner Aufnahme in das Parlament begab."

„Die Feierlichkeit wurde noch mehr erhöht durch die Gegenwart aller Prinzen von Geblüte, ausgenommen des Grafen von Soissons. Das große Rathszimmer, der Saal, alle Gallerien, ja die Höfe selbst, waren so voller Menschen, daß man sich kaum umwenden konnte. Nach Beendigung der Ceremonie führte ich sechzig der ausgezeichnetsten Personen in das Arsenal, in dessen Räumen ein Mahl, wobei ich nichts gespart hatte, von Fleisch- und Fastenspeisen aufgetragen war. Sehr freudig wurde ich überrascht, als ich Se. Majestät daselbst sah, der sich während der Feierlichkeit, ohne mir es kund thun zu wollen, hierher begeben hatte."

„Mein Herr Herzog, rief mir der König von fern entgegen, ich bin zu Eurem Festin gekommen, ohne eingeladen zu sein; werde ich schlecht tractirt werden? — Das wäre wohl möglich, Sire, antwortete ich, denn ich versah mich so großer Ehre nicht."

„Ich habe mich schon vom Gegentheil überzeugt, erwiederte der Monarch, indem er meine Danksagungen unterbrach; denn, auf Euch wartend, habe ich schon Eure Küchen besucht und habe den schönsten Fisch, den es nur geben kann, gesehen, und eine Menge Ragout's à la mode; ja, da Ihr so lange bliebet, habe ich sogar einige von den kleinen Austern gegessen und

von Eurem Burgunder, dem besten, der mir je vorgekommen, getrunken."

„Die Fröhlichkeit des Königs würzte die Freuden der Tafel und die übrigen Stunden des Tages wurden zur Zufriedenheit der Gäste zugebracht."

Das ist gewiß eine interessante Scene, ein charakteristischer Zug. Dieser Besuch des guten Königs bei seinem getreuen Minister, diese liebreichen ohne Rückhalt gesprochenen Worte, diese Höflichkeit und der Gang in die Küche, — Alles beurkundet besser die Gutmüthigkeit Heinrichs IV., als die glänzendste Handlung der Wohlthätigkeit.

Wir werden nicht, gleich anderen Schriftstellern, eine lange Beschreibung vom Schloß Sully machen. Es bleibt uns noch genug zu sagen, um den kleinen Rahmen dieses Aufsatzes auszufüllen, wenn wir aus der Geschichte der besten unserer Regierungen schöpfen wollen.

Es genügt die Bemerkung, daß der Minister des großmüthigen Königs Heinrich das Schloß verschönerte: im Innern durch Malereien, Vergoldungen und Holzsculpturen, außerhalb durch Gärten, Springbrunnen und einen Park.

Mehrere Vergrößerungen wurden nur deshalb vorgenommen, um einer großen Anzahl von Armen bei Gelegenheit einer großen Theurung Arbeit und Brod zu geben.

Die Freundschaft, welche der König für Sully hegte, gab diesem den Gedanken mehrere dem Namen dieses Monarchen würdige Gemächer einrichten zu lassen. Sie wurden die schönsten des Schlosses und die Königs-

zimmer genannt. Unter andern gehört dazu einer der schönsten Säle aller Schlösser Frankreichs, in welchem sich ein prächtiges Portrait Heinrichs IV. mit seinen Sinnbildern und Wahlsprüchen befindet.

Wir wollen nun eine kurze Darstellung der Lebensweise Sully's auf seinem Schlosse geben.

Als Heinrich der Große nicht mehr war, zog sich Sully vom Hofleben zurück und begab sich auf seine Güter.

Wenn man ihn da sah mit einer Menge von Stallmeistern, Pagen, Edelleuten, Leibgarden und ihren Officieren und einer Masse von Bedienten, so mußte jeder denken, daß er ein wahrhaft königliches Leben führe. Und in der That deutete Alles auf einen hohen, majestätischen Charakter hin, der mit seinem ernsten, gemessenen Wesen wohl in Einklang stand.

Uebrigens ging Alles im Hause seinen ordnungsgemäßen Gang.

Sully stand sehr früh auf, und ging dann, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, in sein Cabinet, um darin mit vier Secretairen zu arbeiten. Hier beschäftigte er sich mit Ordnen seiner Papiere, mit Beantworten von Briefen, mit der Redaction seiner Memoiren und dem Ordnen und Leiten seiner Angelegenheiten und Functionen.

Gegen Mittag ging er eine halbe Stunde spazieren. Durch eine große Glocke von seinem Ausgang benachrichtigt, stellte sich die Dienerschaft des Schlosses von seinem Zimmer an bis zu den letzten Stufen der Treppe in Reih und Glied. Vor ihm marschirten zwei Schweizer mit ihren Hellebarden, seine Stallmeister, Edelleute und

Officiere; rechts und links von ihm gingen seine Freunde und die Mitglieder seiner zahlreichen Familie. Der Zug wurde durch vier Schweizer und eine Compagnie Soldaten mit ihren Officieren geschlossen.

Bei seiner Zurückkunft von der Promenade trat Sully in den Speisesaal, ein sehr geräumiges Gemach, dessen Wände mit Freskogemälden, Darstellungen seiner denkwürdigen Handlungen, sowie charakteristischer Züge aus dem Leben Heinrichs IV., geschmückt waren.

Vor der langen Tafel, auf welcher das Diner servirt war, standen nur für ihn und für die Herzogin Lehnstühle. Die anderen Gäste, selbst von hohem Rang und ganz naher Verwandtschaft, wie zum Beispiel seine Tochter, die Fürstin von Rohan, hatten nur Tabourets und Klappsessel. Zu jener Zeit wurde Gehorsam und Respect gegen die Eltern so weit getrieben, daß die Kinder stets entblößten Hauptes vor ihnen standen und sich nur dann setzten, wenn es ihnen befohlen wurde.

Fürstlicher Aufwand herrschte bei Sully's Tafel, die übrigens mit den ausgesuchtesten, schmackhaftesten Gerichten besetzt war.

Zu dieser Tafel wurden nur die Schloßherren und deren Frauen aus der Nachbarschaft, die vornehmsten Edelleute seines Gefolges und die Ehrendamen der Herzogin zugelassen.

Ein anderer Tisch ward für die jungen Leute servirt.

Nach dem Dessert standen alle Gäste auf und verließen den Speisesaal.

Sully begab sich nach dem Mittagsessen mit seinen vertrauten Freunden in ein anstoßendes Cabinet, welches,

weil es mit den Portraits von Päpsten, Königen und anderen hohen Personen geschmückt war, das Zimmer der Erlauchten hieß.

Nach dieser Erholung ging Sully in sein Arbeitszimmer hinauf, um sich daselbst drei bis vier Stunden wie am Morgen zu beschäftigen.

Wenn das Wetter günstig war, so fuhr er mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge spazieren. Bei seiner Zurückkunft in's Schloß nahm er wieder Arbeiten vor.

Beim Souper wurde dieselbe Etiquette befolgt wie beim Diner; nach Beendigung desselben zog sich Jedermann auf sein Zimmer zurück.

Sully verstand es sich Respect und Gehorsam zu verschaffen, und Ordnung und Frieden herrschten in seinem Hause wie unter allen seinen Dienern.

Der Herzog von Sully trug keine Decoration, ausgenommen eine mit dem Bildniß Heinrichs IV. versehene Medaille, die mittelst einer mit Diamanten gezierten goldenen Kette an seinem Halse hing, und welche er oft freudig betrachtete, mit Wonne küßte und nie ablegte.

Sully, welcher der Mode nicht huldigte, trug stets einerlei Kleidung, hatte aber eine wahrhaft königliche Haltung und das Imponirende eines Herrschers.

Diese Art und Weise wie Sully lebte zeigt uns, welche Wichtigkeit die Großen damaliger Zeit einem würdevollen Aeußeren beimaßen, um sich in dem ihnen gebührenden Rang zu behaupten. Die Würdenträger der Krone ahmten gern Alles, was vom Throne ausging, nach. Im Mittelalter hatten die Hochstehenden großer Reiche ein weit bedeutenderes Ansehen als so manche

Könige, von denen die Geschichte kaum den Namen nennt.

Zum Schluß wollen wir noch eine Lebensskizze Sully's versuchen.

Im Jahre 1560 zu Rosny geboren, wurde Sully frühzeitig der Waffengefährte Heinrichs IV., neben dem er sich, unter dem Titel eines Barons oder Marquis von Rosny, durch seine Unerschrockenheit auszeichnete. Eine vortheilhafte Heirath, große Ordnung und glückliche Handelsspeculationen machten ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne. Heinrich IV. glaubte die Finanzen des Königreichs keinem Bessern anvertrauen zu können, als dem, welcher seine eigenen Angelegenheiten so gut verwaltete, und ernannte ihn im Jahre 1597 zum Oberintendanten der Finanzen. Sully zeigte sich als ausgezeichneter Finanzier; er brachte Ordnung in den Staatshaushalt, glich mehrere beträchtliche Rückstände aus, bezahlte drückende Schulden, schaffte hinreichende Geldmittel zur Führung der Kriege mit Spanien und Savoyen, sowie auch zum Ankauf der bisher noch in dem Besitz liguistischer Chefs gebliebenen Plätze.

Er unterstützte den Ackerbau, sammelte bedeutende Kriegsvorräthe, schaffte Mißbräuche und Verschwendungen im öffentlichen Dienste ab und erhöhte den Staatsschatz bei allen den bedeutenden Ausgaben zu einer Summe von zwei und vierzig Millionen Livres. Mit dem Amte eines Finanzministers vereinigte er noch die Würden eines Gouverneurs der Bastille, eines Großmeisters der Artillerie und der Fortificationen, eines Ober-Straßeninspectors

von Frankreich, eines erblichen Ober-Floß- und Forstmeisters und eines Statthalters von Poitou.

Nach dem Tode Heinrichs IV. entfernte er sich vom Hofe, legte beinahe alle seine Stellen nieder und behielt nur die Statthalterschaft von Poitou und die Oberleitung des Zeughauses und der Forsten. Obgleich mit der Regierungsweise der Königin-Mutter unzufrieden, hatte er doch nur einen sehr schwachen Antheil an den Unruhen unter deren Regentschaft und schlug es aus die Waffen mit den Protestanten gegen sie zu ergreifen. Ludwig XIII. erhob ihn im Jahre 1634 noch zum Marschall von Frankreich.

Sully starb 1641 als Calvinist. Sonderbar genug, wollte er seinem alten Glauben nicht entsagen und gab doch Heinrich IV. den Rath Katholik zu werden. Heinrich hatte ihn im Jahre 1606 zum Herzog erhoben und bei dieser Gelegenheit legte er sich den Namen der Besitzung bei, die er kürzlich erst gekauft hatte. Wer die Geschichte von Frankreich gelesen hat, kennt auch das enge Band, welches die Freundschaft um Heinrich IV. und Sully schlang. Der Minister scheute sich nicht den König bei mehr als einer Gelegenheit zu verletzen, ihm ernste Vorwürfe über seine Liebeshändel zu machen und sich seiner Verschwendungssucht energisch zu widersetzen. Im Uebrigen war er nichts weniger als uneigennützig und durchaus nicht ängstlich in der Wahl seiner Mittel sich zu bereichern.

Sully hat höchst werthvolle Denkwürdigkeiten hinterlassen, die aber in sehr sonderbarer Form abgefaßt sind. Er setzt nämlich den Fall, daß seine Secretaire

ihm sein eigenes Leben erzählen. Diese Memoiren erschienen zum ersten Mal in den Jahren 1634 bis 1662.

Welche Vorwürfe auch den Herzog von Sully treffen können, unläugbar ist es, daß er ein großer Staatsminister war.

Seine Habgier und sein beträchtliches Vermögen dienten dem Cardinal Richelieu zu Beweismitteln, mit welchen er die administrative Rechtschaffenheit des Ober-Intendanten zu verdächtigen und Heinrich IV. die vermeintliche Absicht unterzuschieben suchte, ihn von seinem Amte als Finanzminister zu entfernen. Aber der eifersüchtige Neid und der Ehrgeiz des Cardinals muß diese Anklagen, die ohne notorischen Grund sind, nur verdächtig erscheinen lassen.

Der

Teufelsthurm des Schlosses von Montfort.

Es giebt nichts Poetischeres in dem Leben des Volkes als die Mährchen und Sagen, welche sich die Bewohner eines Dorfes, das in der Nähe eines Schlosses, dessen geheimnißvoller Ursprung ihnen unbekannt ist, liegt, in langen Winterabenden, um den Ofen herum sitzend und eine leichte Arbeit verrichtend, gegenseitig erzählen.

Diese alten Geschichten waren namentlich im sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Wunder, des Aberglaubens, der phantastischen Visionen, der Zaubereien und der Teufelsbündnisse an der Tagesordnung.

Es war zur Zeit, als Catharine von Medicis, die, einer edlen Familie aus Florenz, deren Urspung die Genealogen bis ins Jahrhundert Karls des Großen zurückführen, entsprossen, sich an der Seite Heinrichs II., ihres Gemahls, auf den französischen Thron setzte, und den Geschmack für's Wunderbare und Fabelhafte mitbrachte, wovon der Hof bald ganz durchdrungen und eingenommen war.

Da das Volk gern Alles, was die Großen thun, nachahmt, so folgte es seinerseits auch dem Impuls, welcher vom Hofe ausging, und huldigte dem aus Italien

nach Frankreich verpflanzten Geiste, welcher kein anderer war, als der Geist des Aberglaubens und der Wunder.

Andererseits verlangt auch, in Ermangelung außerordentlicher Begebenheiten, die leichtbeschwingte Imagination des Volkes irgend etwas Uebernatürliches. Daher machte denn der gemeine Mann zu der Zeit, von welcher wir sprechen, die mit Ehrfurcht betrachteten Schlösser und Burgen zum Schauplatz solcher absurden Mährchen und Gespenstergeschichten, die, vom Vater auf den Sohn vererbt und im Laufe der Zeiten eine gewisse Weihe erhaltend, von unseren leichtgläubigen Vorfahren wie die Worte des Evangeliums geglaubt wurden.

Aus dieser Neigung zum Wunderbaren sind alle diese Geschichten von geheimen Verbrechen, von grausamen, blutigen, teuflischen Rachethaten, von den den Burgherren zugeschriebenen Schändlichkeiten u. s. w. entsprungen, welche dem Geiste des Hasses und der Unabhängigkeit zu Mitteln dienten, das Volk gegen den Adel aufzuregen.

Alle Provinzen Frankreichs waren damals mehr oder weniger von dieser Sucht nach dem Wunderbaren, welches der Parteigeist auszubeuten suchte, angesteckt; denn der Parteigeist warf oft ein falsches Licht auf die Burgen und gab abscheuliche Erfindungen für historische Wahrheiten aus, weil derjenige, welcher von ihm beseelt war, vielleicht einen Haß sättigen, eine Rache kühlen, eine Leidenschaft befriedigen, oder überhaupt den Ruhm einer Familie, die ihm verhaßt war, verdunkeln wollte.

Welchen Ursprung man nun auch diesen phantastischen Erzählungen beimessen will, deren Schauplatz Burgen und Schlösser sind und die von jenen verschlossenen

Rittern bewohnt waren, welche, um Furcht und Schrecken um sich zu verbreiten, dem Volke die Art und Weise ihres Lebens verbargen und sich nur durch Zeichen der Tyrannei bemerklich machten: so viel steht fest, daß vorzüglich eine Region Frankreichs diesen Mährchen Vorschub geleistet und die Einbildungskraft des Volkes entzündet hat; diese ist Burgund, dies ganz feudale Land mit den vielen großen Besitzungen und Schlössern, die in der Nähe von Dijon, des ehemaligen Sitzes eines alten Parlaments, liegen. Wie viel dem Grabe entstiegene Geister hat man nicht in den langen Gängen all' dieser Schlösser herumirren sehen, wie zum Beispiel in dem Castell von Vergy, das einem Adlerneste gleich auf dem Gipfel eines Felsen thront und wie eine uneinnehmbare Citadelle befestigt ist; oder in dem Schloß von Semur mit seiner schwerfälligen, festen Architectur.

Von den vielen Legenden Burgund's wählen wir die der Burg von Montfort aus; nachstehend wollen wir die Volkssage, welche das Bündniß des Sire Arthur von Montfort mit dem Teufel zum Gegenstand hat, erzählen.

Arthur war fünf und zwanzig Jahre alt, als eines Morgens um zwei Uhr die Zugbrücke niedergelassen wurde, weil der junge Sprößling des alten Hauses derer von Montfort Einlaß begehrte.

Man bemerkte auf seinem Gesicht, das von der Heftigkeit der Leidenschaften schon manche Spuren trug, das Zeichen der größten Verzweiflung.

Er durcheilte zornig die langen Gänge des Schlosses und die mit den Bildnissen seiner Vorfahren geschmück-

ten Gallerien; er warf gierigsuchende Blicke um sich, das Merkmal einer gepeinigten Seele, welche nach übernatürlichem Beistand strebt.

Mit dem achtzehnten Lebensjahre war dieser Abkömmling edler Seigneurs sein eigner Herr. Sein Vater, der beim dritten Kreuzzuge umgekommen war, hatte seinen einzigen Sohn ohne sichern Führer, ohne treuen Vormund hinterlassen.

Der einzige Zaum und Zügel seiner stürmischen Jugend war seine Mutter, die personificirte Zärtlichkeit, Sanftmuth und Nachsicht, aber auch sie verlor er, als er noch zu jung war, um die weisen Rathschläge und die aufmerksame Sorgfalt, die sie ihm widmete, schon entbehren zu können.

Von dieser Zeit an gab sich Arthur einem wilden, wüsten, ausschweifenden Lebenswandel hin; er suchte nur die Gesellschaft und den Umgang mit den liederlichsten jungen Herren des Landes. Sie wurden seine täglichen Gefährten. Bei alledem besaß er ein offenes, großmüthiges Herz, und doch ging er schneller als alle anderen auf dem verderbenbringenden Wege böser Beispiele mit Ungestüm seinem Untergang entgegen.

Wie Heißhungrige fielen die bereits ruinirten jungen Männer über sein großes Vermögen her. Als der alte Hausmeister der Edlen von Montfort diesen Schwarm gieriger Ränkeschmiede sah, welche sich an Arthur, wie die Wespen an eine saftige Frucht, hängten, da erhob er seine Stimme, und ihn auf seine Blindheit aufmerksam machend, zeigte er ihm den Abgrund, dem er sich täglich mehr näherte und der ihm bald zu verschlingen

drohe. Zum Lohn für diesen weisen Rath jagte Arthur den ergrauten, treuen Diener fort und nahm dafür einen jungen Kammerdiener an, der allen seinen Launen sich gefällig zeigte und von dem er keine, wenn auch noch so respectvolle, doch ihm immer lästige Rathschläge zu befürchten hatte.

Arthur brauchte nur fünf Jahre, um das unermeßliche Vermögen der Montforts zu vergeuden, und der unglückliche, beklagenswerthe junge Mann hatte in einer in Trunk und Thorheiten aller Art durchlebten Nacht in fünf Minuten Alles verloren, Alles verspielt — bis hinab zu den Todtengrüften seines Schlosses, wo die Gebeine seiner Altvordern ruhten.

Als er zur Mitternachtsstunde heim kam, fühlte er mit Schrecken, daß die prächtigen Gemächer, die er verzweiflungsvoll durcheilte, nicht mehr sein waren. Mit Tagesanbruch mußte Derjenige kommen, welcher ihn mit dem Würfel oder der Karte besiegt hatte, es war ein Jude, ein Gauner vielleicht; dieser sollte nun in dem Schloß befehlen, das seine Ahnen seit fünf Jahrhunderten besessen hatten.

Dieses Zimmer, worin seine Wiege stand, diese langen Gänge, die als Kind sein Tummelplatz waren, diese Fest- und Tanzsäle, dieser schöne Park mit seinen Buchen und Tannen, die prächtigen Gärten und goldenen Verzierungen, — Alles dies sollte durch die Gegenwart eines unadeligen Herrn, eines Wüstlings, eines Spielers, eines Knechts, eines gemeinen Menschen ohne Ehre, Namen und Stammbaum — besudelt werden! Dieses Wesen sollte in wenigen Stunden vor dem Bildniß seines

Vaters stehen, sich auf sein Lager werfen, alle Rechte genießen, die mit der Familie derer von Montfort eng verwachsen waren, das Grab seiner Mutter besitzen!

Arthur, gestern noch reich, hatte heute nicht mehr, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Nun vor dem ungeheuren Abgrund stehend, der ihm verkündigt ward, will er sterben, er will ein Ende mit diesem elenden Dasein machen, daß ihm nur noch Entbehrung und Schande bietet. Er läuft in Wuth und Verzweiflung voll bittersten Schmerzes durch Säle und Gallerien und zählt angstvoll die Stunden, nach deren Ablauf er aus dem Schlosse seiner Ahnen vertrieben werden wird. In der fieberhaften Leidenschaftlichkeit des Spiels hat er Alles, Alles verloren. Sein Name wird fortan mit Schmach bedeckt sein; nichts kann ihn von der Schande retten, als Gold, viel Gold.

Gold! wo soll er es hernehmen?

Arthur erinnert sich von seinen Lustgefährten die Macht des Teufels rühmen gehört zu haben. Er ruft ihn an. Für Gold, für eine Tonne Gold will er dem Satan seine Seele verkaufen.

Kaum hat er diesen strafbaren Gedanken gefaßt, als eine starke, tiefe Stimme an sein Ohr tönt. Satan antwortet auf den an ihn ergangenen Ruf:

„Junger Mann, du bist unglücklich und weit mehr noch, als du glaubst. Du hast nicht das schreckliche Geschick bedacht, das deiner harrt. Was soll aus dir werden, mit dir, dessen Wiege Pracht und Ueberfluß umgaben und der du in zauberischer Ueppigkeit und Lust aufgewachsen bist? Wenn du deine Burg verläßt, wo

hoffst du einen Freund zu finden, der dir in deiner Noth Trost und Schutz gewährt? Diejenigen, mit denen du dein Vermögen theiltest, werden dir morgen den Rücken zukehren. Jede ehrenvolle Laufbahn ist dir verschlossen; auf immer ruinirt, kannst du den Rang, den deine Vorfahren einnahmen, nicht behaupten; du wirst da gehorchen müssen, wo sie befohlen haben. Dein elendes Dasein von Ort zu Ort schleppend, um dem Hunger nicht zur Beute zu werden, — begreifst du jetzt, welche Zukunft dir bevorsteht? Aber noch bin ich da, und wenn du willst, werde ich deinen Verlust ersetzen. Du begehrst auf der Stelle Gold, du sollst es haben. Hänge morgen bei Anbruch des Tages dieses Gefäß an den höchsten Thurm deines Schlosses, es wird gefüllt werden, du sollst es immer voll finden, ich verspreche es dir und ich halte mein Wort. Die Bedingung dieser Dienste hast du selbst bestimmt, deine Seele wird mir angehören von dem Augenblick an, als mein Gold in deinen Händen glüht; bei deinem Tode trete ich in meine Rechte."

So sprach Lucifer. „Ja, ich willige ein," rief Arthur, dessen wirre Einbildungskraft endlich einen Stützpunkt gefunden hatte. Und er war wieder allein in dem Gemach.

Es war keine Sinnestäuschung. Gold konnte alle seine Thorheiten mit seinem verführerischen Glanz bedecken; mit Gold konnte er sein Schloß zurückkaufen, dieses reiche, große Erbe, das er nicht dem ungewissen Fall einer Karte preisgeben durfte. Dies Spiel des Augenblicks, die Quelle von tausend Aengsten! Er konnte in früherem Glanze leben und sagen . . .

Aber er erblickt die Bildnisse seiner Ahnen, er betrachtet sie ehrfurchtsvoll. Er steht vor dem Bild seiner Mutter; der anbrechende Tag färbte mit brennender Röthe das bleiche Antlitz der Burgfrau. Es sah aus, als wenn ihr erzürnter Schatten aus dem Rahmen verkörpert hervortreten wollte, um sich dem gottlosen Betragen ihres fluchwürdigen Sohnes entgegenzusetzen. Arthur wird von Entsetzen ergriffen; er ist an die Betrachtung dieses Bildnisses wie gefesselt; es ist für ihn der Stachel des bösen Gewissens. Auf derselben Stätte, wo ihm seine Mutter Lehren der Weisheit ertheilt, wo sie ihn beten gelehrt hatte, da war sein Bündniß mit dem Teufel geschlossen worden.

Neue Kämpfe, neue Qualen. Er wirft sich auf das Knie nieder und ruft unter Schluchzen die Beschützerin seiner Jugend, seine Mutter, die so liebreich und nachsichtig gegen ihn war, um Hilfe an.

Dann fährt ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf.

Satan soll das Gefäß mit Gold füllen, aber wenn er ihn vermögen kann sein Versprechen zu umgehen, so gehört die Seele Arthur's nicht ihm. Arthur kommt also auf die Idee, den Boden der Tonne herauszuschlagen, eine zwar knabenhafte List, aber es ist doch dann rein unmöglich die Tonne zu füllen. Er steigt nun selbst auf den höchsten Thurm seiner Burg und hängt das Gefäß an eine Dachluke. Kaum hängt die bodenlose Tonne da, als es Gold regnet, ungeheuer viel Gold, das wie Hagel am Fuße des Thurmes niederrauscht. Satanas beeilt sich

es in große Haufen zu sammeln, damit die Seele, die ihm zu entwischen droht, doch noch verlockt werde.

Er will mit aller Gewalt die ungeheure Leere, welche ihn verhindert sein Wort zu halten, füllen; dieser leere Raum ist kein geringerer, als die Höhe, die sich von dem Fuß des Thurmes bis zu seiner Bedachung erstreckt. Er verschwendet daher das Gold auf's Ungeheuerste. Arthur erräth die Absicht des Versuchers. Auf seinen Ruf eilen alle seine Leibeigenen und Diener, mit Spaten und Grabscheiten versehen, herbei. Sie vereinigen ihre Anstrengungen, um die weitere Anhäufung des Goldes, welches die Thurmbedachung beinahe erreicht hat, zu verhindern. Alle arbeiten um die Wette unter der Leitung Arthur's, der sie beschwört ihn nicht zu verlassen. Keiner läßt sich wankend machen, weder durch Verwundungen, welche das schwere auf ihre Köpfe und Hände herabfallende Metall verursacht, noch durch die Schnelligkeit des Teufels, welcher das Sprühen des goldenen Regens, von dem er den Sieg erwartet, verdoppelt.

Vom frühen Morgen bis zur Mittagsstunde hatte dieser verführerische Regen nicht aufgehört.

Auf einmal ertönt vom Kirchlein her das Angelus, und plötzlich verbreitet ein furchtbares Krachen Furcht und Entsetzen unter die Arbeiter. Sie lassen ab und weichen zurück, und dieser Thurm, der durch seine Festigkeit den Verheerungen der Zeit trotzen zu können schien, stürzt, gleich den Mauern von Jericho, von selbst zusammen.

Dieser furchtbare Einsturz verkündete des Satans Besiegung, denn in seiner durch das Nichtgelingen seines Unternehmens gesteigerten Raserei hatte er das Denkmal seiner Niederlage zerstört.

Der junge Montfort, durch diesen wunderbaren Vorgang im tiefsten Innern erschüttert, kehrte wieder zu den Gesinnungen, die seines schönen Namens würdig waren, zurück und wollte den Thurm wieder fest aufbauen, aber seinem Willen setzte sich ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Repariren konnte er ihn nicht, denn die infernalische Macht hatte ihn versenkt, und der Grund und Boden, worauf er stand, hatte keinen Halt und keine Festigkeit mehr. Weder Arthur, noch die Söhne Arthurs, noch sein Enkel waren im Stande die Lücke wieder auszufüllen, welche durch den Einsturz dieses Thurmes in die Harmonie des Schlosses von Montfort gekommen war.

Mehrere Jahrhunderte nach dieser Begebenheit konnte man noch Trümmer und Schutt von diesem durch des Satans Macht zerstörten Thurme sehen. Den neugierigen Besuchern wurden die Ruinen mit den Worten gezeigt: Das ist der Teufelsthurm!

So lautet die Volkssage vom Schlosse Montfort. Es ist eine der bekanntesten aus den Jahrhunderten des Mittelalters und wird von den Chronikisten auf verschiedene Weise berichtet. Sie verkündet den Glauben an eine höhere Macht, ist anziehend und geheimnißvoll, stellt einen jungen verirrten Mann, einen verschwenderischen Menschen dar, der beim Anblick des durch Karten- oder

Würfelspiel verlorenen Schlosses seiner Väter über die ihm bevorstehende Schande erröthet, deshalb ein Mittel sucht, den erfahrenen Verlust wieder zu ersetzen — wäre es selbst mit Hilfe des Teufels — und dessen Gesinnung nur durch die erschütternde Erinnerung an seine zärtlich=geliebte Mutter geändert wird.

Das Schloß von Ham.

Wenn sich der Reisende von Compiègne nach Saint-Quentin begiebt, so kommt er durch die Stadt Ham, und wenn er hier seine Blicke links wendet, bemerkt er ein weitläufiges Gebäude von düsterem, traurigem Ansehen; es sind lange Mauern, auf welchen hier und da noch Reste von Zinnenkränzen, runde Thürme mit Spitzbogenfensterchen zum Vorschein kommen. Hinter diesen alten Mauern erheben sich schwerfällige, mit Zinnen gekrönte und aus Ziegelsteinen erbaute runde Thürme, deren Basis in den Wässern der Somme, die sie umfließt, zu verschwinden scheint. Das ist das Schloß von Ham, ein rechtwinkeliges befestigtes Gebäude, das ehemals eine Ritterburg, seit langer Zeit aber schon ein Staatsgefängniß ist.

Die Stadt Ham scheint schon unter der römischen Herrschaft von einiger Bedeutung gewesen zu sein; sie gehörte den Grafen von Vermandois, die dem Geschlechte Karls des Großen entsprossen waren. Die Chronikenschreiber berichten, daß, als Karl der Einfältige vom Grafen Herbert von Vermandois auf Saint-Quentin, wohin er ihn gelockt hatte, verrätherischerweise ergriffen und festgenommen worden war, er auf eine unfern von der an der Somme gelegenen Burg gebracht wurde. Das

war die Veste Ham, deren unheimliche Berühmtheit mit der Gefangenschaft eines Königs begann.

Von den Grafen von Vermandois ging dieses Besitzthum unter zahlreichen Wechselfällen nach und nach an die Familien Coucy, Orleans, Bar, Luxemburg, Vendome und Navarra über. Durch das Gelangen Heinrichs IV. auf den Thron von Frankreich wurde Ham mit der Krone vereinigt und dem Cardinal Mazarin gegeben; später erhielt es Philipp von Orleans von seinem Bruder Ludwig XIV. als Apanage. Im Besitze des Hauses Orleans verblieb die Besitzung bis zum Jahre 1789.

Während der Revolution wurde Ham Staatsgefängniß, was es eigentlich auch vorher schon war, denn es hatte bereits seit einer langen Reihe von Jahren mehr den politischen Gefangenen zum unfreiwilligen Wohnort, als den Königen zur Residenz gedient.

Unter dem Kaiserreich, unter der Restauration und der Julíregierung hat es fortwährend die gleiche Bestimmung behalten; und eben jetzt noch ist die Festung Ham Staatsgefängniß; denn in ihren düstern Mauern lebt der Prinz Ludwig Napoleon, und hat die traurige Aussicht seine Lebenstage hier zu beschließen *).

Nach der Schlacht von Saint-Quentin, im Jahre 1557, wurde das Schloß Ham von den Spaniern besetzt, welche es später durch den Vertrag von Chateau-Cambresis wieder zurückgaben.

Im Jahre 1595 wurde die Stadt Ham vom Gouverneur der Festung, dem Herrn von Moni von Gomeron,

*) Bekanntlich ist es demselben vor Kurzem gelungen nach England zu entkommen. Anm. d. Uebers.

der ein eifriger Anhänger des Herzogs von Aumale und der Liguisten war, spanischen Truppen preisgegeben.

Als Moni von Gomeron gestorben war, begaben sich seine drei Söhne nach Brüssel, um ihre Rechte zurückzufordern und nun über die Zurückgabe der Festung, die sich noch in der Gewalt der Franzosen befand, zu unterhandeln.

Die Spanier behielten sie als Gefangene, um sich der Uebergabe der Festung ganz zu vergewissern. Ihr Stiefbruder Dorvilliers, der in ihrer Abwesenheit Gouverneur des Schlosses war, verweigerte die Uebergabe desselben und rief den Adel zur Unterstützung auf. Von Hennières setzte sich an die Spitze der Edlen der Picardie, aber sie wurden geschlagen, das Schloß mit bewaffneter Hand genommen, die Garnison von den Spaniern, welche die Sadt besetzt hielten, niedergehauen, und der Graf von Fuentes, General der spanischen Truppen, faßte, über den erfahrenen Widerstand erzürnt, einen entsetzlichen Entschluß.

Er ließ nämlich den ältesten Sohn des ehemaligen Gouverneurs ergreifen, in Ketten legen und von Brüssel nach Ham bringen. Vor den Mauern der Stadt ward ein Schaffot errichtet und dieser Elende, der sich einer niederträchtigen Handlung gegen sein Vaterland schuldig gemacht hatte, wurde von einem spanischen Henker enthauptet.

In dem für Frankreich so unheilvollen Jahre 1815 widerstand die Besatzung des Schlosses Ham, welche nur neunzig Mann stark war, muthig den dringenden Aufforderungen eines preußischen Corps, sich zu ergeben. Die

Preußen wurden dadurch in den Vorstädten aufgehalten, und in Folge dieses muthvollen Benehmens konnte der Commandant die Veste mit Waffen und Gepäck verlassen, in stolzer Haltung, wie es einem Soldaten des Kaisers geziemte.

Die Festung bildet, wie sie jetzt ist, mit ihrer Walleinfassung ein großes Viereck. Hat man die erste Ringmauer passirt, so betritt man eine geräumige, mit Bäumen bepflanzte Fläche, die Esplanade genannt, und kommt dann in einen Hof, dessen Mauerumgürtung von dreieckiger Form ist. Nun erreicht man die Zugbrücke und einige Schritte weiter hin das gewölbte Eingangsthor, welches durch zwei feste eiserne Thüren verschlossen ist.

Hat man das feste Thorgewölbe hinter sich, dann tritt man in einen zweiten sehr großen Hofraum, der rings von gleichwinkeligen Gebäuden eingefaßt ist und in dessen Mitte sich eine Reitbahn, die zum Theil von einem alten Ulmbaum beschattet wird, befindet.

Wenn man aus dem gewölbten Thore in diesen Hof tritt, so erblickt man vor sich mehrere Gebäude von auffallend fester Bauart. Rechts befindet sich das Wohnhaus des Schloßvogtes und daneben eine Kaserne; links erhebt sich ein großes Wachthaus, welches unter Franz I. erbaut wurde, und neben der Hauptwache, einen rechten Winkel bildend, erblickt das Auge ein langes und hohes Gebäude. In diesem sind die Wohnungen der Officiere von der Artillerie und dem Geniewesen, sowie des Commandanten und Wirthschaftsbeamten.

Diesem großen Wohngebäude gegenüber sind die Waffenmagazine, die Küchen und Schenkstuben für die Soldaten.

Endlich, dem Eingangsthore gegenüber, liegen die ausschließlich für die Gefangenen bestimmten Gebäude. Richtet man seine Schritte dahin, so fällt einem zuerst eine Mauervertiefung auf, von welcher aus ein Wachtposten fortwährend die Detenirten überwachen kann; dann, sich links wendend, sieht man einige schmale, ganz einfache Zimmer, die fast ganz ohne Möbel sind: dies sind die Zellen der Gefangenen.

Ein gewölbter Gang verbindet dieses Haus mit einem andern, welches zur Kaserne benutzt wird; von hier aus kommt man in den Artilleriepark und in den auf der Böschung des Walles liegenden Garten, welchen Prinz Ludwig Napoleon selbst cultivirte. Die Zellen der Gefangenen befinden sich über den Gewölben, worin das Pulver aufbewahrt wird.

Alle die hier genannten Gebäude liegen innerhalb der Fortificationen. In den vier Winkeln des Schloßraumes erheben sich vier Thürme, wovon drei von ovaler Form sind und nur einer, der höchste, festeste von allen, ganz rund ist; dieser letztere, dessen Basis von den Wellen der Somme benetzt wird, heißt „Thurm Ludwigs XI." oder „Thurm des Connetable"; er hat ungefähr hundert Fuß Höhe und mit seinen dreißig Fuß dicken, aus Bruchsteinen gebauten Mauern, auch eben soviel im Durchmesser. Die andern drei Thürme, wie auch die Ringmauern, sind von Ziegelsteinen.

Einige behaupten, daß der große starke Thurm von Ludwig von Luxemburg, Grafen von Saint-Pol, welcher Besitzer von Ham und Connetable war, erbaut worden sei; daher wäre ihm denn auch die Benennung „Thurm des Connetable" geworden. Andere sagen, daß dieser Thurm viel früher, noch vor der Veste, zu Karls VII. Zeiten, aufgeführt worden sei; der Nachfolger des genannten Fürsten hätte ihn vollenden und auch die andern kleinern Thürme hinzufügen lassen. Endlich ist nun noch ein viereckiger Thurm zu erwähnen, der am Außenwall steht und unter der Regierung Franz I. erbaut wurde. Die im inneren Hofe befindliche Hauptwache ist im Renaissancestyl gebaut.

Im Innern des großen Thurmes befinden sich mehrere große, dunkle Säle, deren Anblick einen ernsten Eindruck auf den Beschauer macht. Im Erdgeschoß sieht man noch mehrere feuchte Kerker, in welche weder frische Luft noch Licht dringen kann.

Der Eindruck, den der Anblick des Schlosses Ham auf den Fremden macht, ist ein trauriger, ängstlicher; man kann unmöglich diese langen alten Mauern ansehen, ohne von schmerzlichen Gefühlen ergriffen zu werden. Diese altergrauen, schwärzlichen Steinmassen mit ihren dicken festen Thürmen hatten eine schreckliche Bestimmung. Wie viele Menschenleben sind in diesen düstern Gewölben erloschen, wie viele Leiden darin beschlossen worden, wie viele Namen erloschen! Die Geschichte hat nicht alle Thatsachen aufbewahren können, denn Staatsgefängnisse sind oft geheimnißvolle Orte voll stillen, schrecklichen Schmerzes. In jenen Zeiten, als Fürsten und Regierungen noch

nach Lust und Belieben verfolgen und strafen konnten, damals, als die Oeffentlichkeit der Gerichte noch ein unbekanntes Ding war, da erfuhr man weder die Namen noch die Qualen der Opfer des Despotismus. Wenn der Kerkermeister, des Abends seine Runde machend, in einem der feuchten Löcher statt eines lebenden Wesens eine Leiche fand, so wurde sie, ohne ein Wort darüber zu verlieren, begraben, oder auch gleich in dem dunkeln Kerker liegen gelassen; einige Jahre später hatten die Würmer den Cadaver zum Skelett gemacht und kein Mensch konnte erfahren, welchen Namen dieses Gerippe einst getragen hatte.

Mehr als irgend wo anders war die Gefangenschaft auf der Veste von Ham eine geheimnißvolle; nichts kam hier an den Tag, weder die Leiden und Quälereien der Gefangenen, noch ihre Leichen, noch ihre Namen; denn die Geschichte des Gefangenen von Ham ist noch eine ganz neue.

Ueber die sogenannte alte Geschichte der Gefangenen in Ham existirt nur eine Chronik, die aber eher einer Sage voll halb glaubwürdiger, halb wunderbarer Dinge gleicht.

In einem der untersten, engsten und dunkelsten Kerker des großen Thurmes wurde in einer Zeit, die man nicht bestimmen kann, ein Gefangener, dessen Name ebenfalls unbekannt ist, eingesperrt. Dieser Gefangene war ein armer Kapuziner, streng von Sitten, überhaupt ein würdiger frommer Priester, der sein Leben unter Gebeten, Fasten und Bußübungen zubrachte. Doch konnte ihn so viel Frömmigkeit nicht retten; er wurde verfolgt

und in einen schrecklichen Kerker geworfen, worin er fortfuhr zu Gott, seinem Herrn, mit gottesfürchtiger Ergebung in sein Schicksal, inbrünstig zu beten. Wenn er des Nachts ein wenig schlafen konnte, legte er sein Haupt auf einen Stein, und so lange dauerte seine Gefangenschaft, bemerkt der Chronikenschreiber, daß endlich dieses harte Kopfkissen eine Aushöhlung und einen Abdruck seines Gesichtes bekam. Die jungen Mädchen, welche diesen Stein besuchten und ein Stückchen davon mitnahmen, konnten darauf rechnen einen Mann zu bekommen.

Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß man auf diesem Stein, der den Fremden gezeigt wird, jetzt kein Gepräge eines frommen Antlitzes mehr sieht, und daß viele Mädchen, die sich ihm hoffend genaht haben, noch immer Mädchen sind.

Das Schloß Gaillon in der Normandie.

Dies Schloß stammt aus dem zwölften Jahrhundert; es liegt neun Stunden von Rouen, am linken Ufer der Seine und unmittelbar am Wasser. Die Namen der Gründer desselben sind in der Chronik dieser alten Burg nicht zu finden und Alles, was darüber geschrieben wurde, beruht nur auf Muthmaßungen.

Als Philipp August die Normandie von dem König von England erobert hatte, schenkte er das Schloß Gaillon einem seiner Oberofficiere. Später fiel es an die Krone zurück, von der es im Jahre 1262 durch Ludwig den Heiligen, der es dem Erzbischof von Rouen verlieh, wieder getrennt wurde. Es machte nun einen Theil der Besitzungen des Erzbisthums von Rouen aus und diente den hohen geistlichen Würdenträgern zum Lustschloß.

Als unter der trübseligen Regierung Karls VI. zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die Engländer einen Theil Frankreichs eroberten, wurde das Schloß Gaillon aus Rache gegen Ludwig von Harcourt, Erzbischof von Rouen, der dem König von England den Gehorsam aufgesagt hatte, verheert und geplündert. Es war daher

nur ein Trümmerhaufen, als der Cardinal Georg von Amboise im Jahre 1493 den erzbischöflichen Stuhl von Rouen einnahm. Dieser thätige, aufgeklärte Prälat und Kunstfreund dachte bald daran das Schloß Gaillon aus seinen Ruinen wieder erstehen zu lassen. Er änderte den ursprünglichen Bauplan, und da er auf seinen Reisen in Italien alle berühmten Werke der Architectur kennen gelernt hatte, so wollte er auch nach jenen Mustern das neue Schloß mit allen Zierden der Kunst schmücken.

Und in der That wurde das Schloß Gaillon ein wahres Wunderwerk jener Zeit. Es ward ein Museum, in welchem die berühmtesten Bildhauer und Maler jener Epoche die schönsten Erzeugnisse ihres Genies zu Tage förderten.

„Die Wände des Palastes," erzählt ein alter Historiker, „waren mit Arabesken von auserlesener Eleganz, mit charakteristischen Medaillons und anmuthigen Ornamenten geschmückt, Kunstwerke, welche wie durch Zauberei aus den geschickten Händen von Johann Justus von Tours und Paul Ponce hervorgingen."

Alle Gebäude zusammen bildeten ein längliches Viereck, dessen wahrhaft wundervolle Hauptfaçade in der Mitte von einem nicht sehr hohen Triumphbogen durchbrochen war, den die Schriftsteller jener Zeit wegen der Kühnheit und Leichtigkeit seines Schwunges wie auch wegen der vielen Bildhauerarbeiten daran als ein wahres Meisterwerk gerühmt haben.

Da alle Nachfolger des Cardinals von Amboise das Schloß Gaillon mit Sorgfalt unterhielten, so stand es beim Ausbruch der französischen Revolution noch in seinem

vollen Glanze da; aber nun fiel es unter den Händen jener Vandalen, welche sich selbst die schwarze Bande nannte, und die es zerstörte, um die Baumaterialien zu verkaufen. Jetzt sieht man nur noch einige Ruinen davon, die zwar sorgfältig geschützt werden, aber doch nur einen sehr unvollständigen Begriff von der ehemaligen Pracht dieses Schlosses geben können.

Das Thor Notre-Dame zu Cambrai.

Die Römer nannten Cameracum die Stadt, welche wir Cambrai nennen, und die zu allen Zeiten von großer Bedeutung war.

Klodwig nahm den Titel König von Cambrai an; Karl der Einfältige trat die Stadt den Kaisern von Deutschland ab, welche das volle Souverainitätsrecht den Bischöfen überließen.

Allein die Begebenheiten gingen ihren Gang, Ideen von Freiheit begannen sich zu regen und gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts empörten sich die Bürger von Cambrai gegen ihren geistlichen Herrn, um ihm die Macht, die er über sie hatte, zu entreißen und die Angelegenheiten ihrer Commune selbst zu leiten.

Ein Chronikenschreiber berichtet über diese Revolte:

„Da Geistlichkeit und Bürgerschaft in bestem Einvernehmen lebten, so verreiste der Bischof Gerhard, um dem Kaiser Heinrich IV., seinem Oberlehnsherrn und guten Freund, einen Besuch abzustatten. Aber kaum hatte er sich entfernt, als die Bürger von Cambrai sich zusammenrotteten, eine Empörung beschlossen und sich durch

einen Eid gegenseitig anheischig machten dem genannten Bischof, wenn er ihnen nicht die Leitung ihrer Communalangelegenheiten bewillige, den Eintritt in ihre Stadt zu verwehren."

„Indessen der Bischof war noch zu Lobes, als er erfuhr, welche böse Absichten das Volk gegen ihn im Sinne führte. Er kehrte sogleich um, und begleitet von seinem Freund, dem Grafen Balduin von Mons, kam er mit vieler Cavallerie vor die Stadt, und die Bürger verwehrten ihnen den Eingang. Da erfaßte den Bischof großes Mitleid über diese Thorheit, und er ließ den Bürgern melden, daß er sie ganz mild und gut behandeln werde, und sie besänftigten sich."

„Es geschah, daß, als der Herr Bischof seinen Einzug gehalten hatte, eine große Anzahl Ritter ohne sein Wissen und Willen die Empörer in ihren Häusern überfielen und einige erschlugen, andere verwundeten. Darüber waren die Bürger sehr bestürzt und sie löften ihre Gemeinschaft auf."

Einige Jahre später empörten sich die Bürger von Cambrai wieder; sie stifteten einen Gemeinderath, waren aber nicht glücklicher als das erste Mal, denn Kaiser Heinrich V. hob ihn 1107 auf, doch wurde zwanzig Jahre darauf ein neuer eingesetzt.

Die Geschichte der Gemeinde von Cambrai und ihre Kämpfe mit den Bischöfen, ihren Unterdrückern, beweisen nicht blos, daß unsre Altvordern fähig waren ihre Gerechtsame mit außerordentlicher Beständigkeit zu vertheidigen, sondern auch, daß sie die Freiheit, ihre Rechte und Pflichten begriffen.

In den kleinen Kriegen und Empörungen dieser Stadt, sowie auch anderer, zum Beispiel Laon's, findet man den ganzen Charakter, alle Symptome, Bewegungen, Wechselfälle und nothwendige Folgen wieder, die bei den späteren großen Revolutionen zum Vorschein kamen.

Diejenigen, welche den Gang einer Revolution nicht begreifen, brauchen nur die alten Nachrichten von den Streitigkeiten, welche unsre Vorfahren bei ihren Händeln mit ihren Unterdrückern hatten, zu lesen und werden dann einsehen, daß große politische Erschütterungen nicht das Werk einiger Männer sind, die sie in ihrem Innern ausgebrütet, mit machiavellistischer Gewandtheit vorbereitet, und wenn es ihnen die rechte Zeit dünkte, ihren Ausbruch befohlen haben. Die Empörungen der Städte haben ganz den Charakter der großen Revolutionen; sie sind das Werk Aller und ihre Ursachen fast immer in den Uebergriffen der Gewalt zu suchen.

Außer den eben erwähnten Begebenheiten ist der Name der Stadt Cambrai sehr bekannt geworden durch das Bündniß, genannt die Liga von Cambrai, welches im Jahre 1508 zwischen dem Kaiser Maximilian I., Ludwig XII., König von Frankreich, Ferdinand dem Katholischen, König von Aragonien und Papst Julius II. gegen die Republik Venedig geschlossen wurde. Den in Folge dieser Liga geführten vieljährigen Krieg schloß der Friede von Cambrai, auch unter dem Namen Friede der Frauen bekannt, weil er durch die Vermittlung von zwei Fürstinnen, der Margarethe von Savoien, Tante Karls V. und der Herzogin Luise von Angouleme, Mutter Franz des Ersten, 1529 erwirkt wurde. Dieser Frie-

densschluß, der für Frankreich wenig vortheilhaft war, wurde 1536 gebrochen.

Cambrai mußte sich der siegreichen Armee Ludwigs XIV. ergeben und wurde durch den Vertrag von Nimwegen (1678) für immer mit Frankreich vereinigt.

Die Stadt Cambrai, die an den platten Ufern der Schelde liegt, bietet der Wißbegierde des Alterthumsfreundes mehrere merkwürdige Gebäude zur Beschauung dar. Neben der Kathedrale, der Festung und dem Rathhaus verdient namentlich das Thor Notre-Dame der Aufmerksamkeit der Touristen empfohlen zu werden. Es ist eine große feste Steinmasse, welche mit den andern Fortificationen der Stadt, mit der Ringmauer und ihren dicken runden Thürmen den unverkennbaren Stempel germanischer Bauart trägt.

Cambrai, das bis zur Revolution von 1789 Sitz eines Erzbischofs war, später nur einen Bischof zum geistlichen Oberhirten bekam und jetzt wieder ein Erzbisthum ist, hatte das Glück den berühmten Fenelon zum geistlichen Oberen zu haben. Aus Dankbarkeit und Verehrung für diesen tugendhaften Prälaten haben die Bürger der Stadt seinem Gedächtniß ein treffliches, den Marktplatz zierendes, Denkmal geweiht.

Das Thor Notre-Dame zu Sens.

Von den Römern wurde diese Stadt, die eine der ältesten Galliens ist, Agenticum Senonum genannt. Nachdem Julius Cäsar das Land erobert hatte, ward sie wegen ihrer günstigen Lage von diesem großen Feldherrn zu einem Hauptwaffenplatz seiner Armee des südwestlichen Frankreichs gewählt. Sie erhielt später den Namen Galli-Senonis, weil sie mitten im Lande der Senonen liegt, dieses Volksstammes, welcher lange vor Christi Geburt sich in Italien festsetzte, Siena gründete, an der Einnahme Roms unter der Anführung des Brennus Theil nahm und sich sogar bis Griechenland ausbreitete.

Das von Cäsar unterworfene Land der Senonen blieb wie das übrige Gallien bis zur Eroberung durch Klodwig den Römern unterworfen. Im zehnten Jahrhundert fiel Sens als Lehn an die im Lande wohnenden Gaugrafen, die sich bald als unabhängige Herren der Stadt proclamirten. König Robert nahm ihnen jedoch im Jahre 1005 Stadt und Herrschaft und vereinigte beides mit der Krone Frankreich.

Von den alten Baudenkmälern der Stadt ist das im dreizehnten Jahrhundert erbaute Thor von Notre-Dame

merkwürdig, eine feste gothische Steinmasse, ganz in der Art der Fortificationen jener Zeit. Es nimmt eine würdige Stelle unter den alten Bauwerken von Sens ein und bietet dem Fremden, eben so wie die in römischem Style erbauten Arkaden, hohes Interesse dar.

In der Umgegend der Stadt sieht man auch noch Spuren alter jedenfalls von den Römern herstammender Landstraßen, die nach mehreren benachbarten Städten führen.

Außer dem Thor von Notre-Dame hat Sens noch acht Thore, von denen zwei, die von Saint-Antoine und Saint-Remy, aus derselben Epoche stammen, als das so eben erwähnte.

Bis zum Jahre 1348 war Sens, das, am Abhang eines Hügels gelegen, an der Ostseite von der Yonne umschlängelt wird, nicht mit Wallgräben umgeben. König Karl V. jedoch, welcher fürchtete, daß seine Feinde, die Engländer, sich auf diese Weise zu leicht ihrer bemächtigen könnten, befahl die Herstellung tiefer und breiter Gräben, die durch die Yonne und Vanne bewässert wurden.

Wie in so vielen anderen Städten hat man auch die Wallgräben von Sens ausgeschüttet und dafür schattige, parkähnliche Anlagen hergestellt.

Sens, das sich auf die Seite der Liguisten geschlagen hatte, wurde im Jahre 1560 von Heinrich IV. belagert. Nach drei vergeblichen Bestürmungen der Stadt mußte die Belagerung aufgehoben werden; aber vier Jahre später wurde sie nochmals von den Truppen des Königs eingeschlossen und nun im Sturm genommen.

Wir dürfen nicht versäumen eines Bauwerks alter Zeit noch Erwähnung zu thun: das ist die schöne und große Kathedrale, eine der prachtvollsten Kirchen Frankreichs. Sie hat drei reich verzierte Hauptportale und eine prächtige mit drei Thürmen geschmückte Façade; das Schiff der Kirche ist geräumig und reich an Wandzierathen und seltenen Reliquien. Beachtungswerth sind die Mausoleen der Kardinäle Duprat und Duperron.

In der Rathsbibliothek von Sens wird das Manuscript des Narrenfestes oder der Geschichte von dem Esel, eins der sonderbarsten Denkmäler menschlicher Thorheit, aufbewahrt. Es stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist auf Pergament geschrieben und der Rand der Seiten mit allerhand sonderbaren und komischen Schnörkeln verziert.

Dies Fest erhielt seinen Namen von gewissen Lustbarkeiten der Geistlichen, welche es in mehreren Kirchen an gewissen Tagen, namentlich in der Zeit der Weihnachten bis zum Sonntage Epiphaniä, mit Sang und Klang begingen.

Es wird allgemein angenommen, daß diese burleske Ceremonie eine Nachahmung der heidnischen Saturnalien, Pansfeste &c. war.

So skandalös dieses Fest auch war, so bestand es doch in fast allen katholischen Ländern Europa's, trotzdem daß Kirchenversammlungen wie auch Päpste und Bischöfe dagegen eiferten; vergeblich ordneten sie um diese Zeit Processionen, Fasten und andere kirchliche Feierlichkeiten an, — nichts konnte diese Ausschweifungen unterdrücken.

Namentlich wurde dieses sonderbare Fest in der Kathedrale von Sens mit Glanz, Luxus und Excessen mancherlei Art gefeiert; dem Esel wurde hierbei auf eine ganz eigenthümliche Weise gehuldigt.

In der heiligen Christnacht sprangen und tanzten die Priester und Diakonen in der Kirche herum; dann wurde ein Bischof oder Erzbischof der Narren gewählt und seine Wahl unter einer Menge lächerlicher Feierlichkeiten bestätigt; unter anderm beräucherten sie ihn mit dem Rauch alten, angebrannten Schuhleders.

Darauf wurde, mit einem schönen Chorrock angethan, ein Esel in die Kirche geführt und alle Theilnehmer am Feste, grotesk gekleidet, tanzten um den Esel herum und sangen dazu verschiedene höchst sonderbare Lieder.

Von allen lebenden Wesen, welche dieses ruchlose Fest begingen, war unbedingt der arme Esel das einzige, welches keine Lust dabei empfand, denn er wurde nur immer gereizt und geschlagen, um seinen ihm eigenthümlichen Laut hören zu lassen, was allen Anwesenden zum größten Gaudium gereichte.

Wir beschließen diesen Artikel, indem wir noch erwähnen, daß in Sens mehrere Kirchenversammlungen stattfanden; daß in einer derselben der berühmte Abailard durch den Ausspruch des heiligen Bernhard der Ketzerei beschuldigt wurde; daß die Stadt der Zufluchtsort des Papstes Alexander III., welcher sich zwei Jahre hier aufhielt, sowie auch des bekannten Thomas Bucket, Erzbischofs von Canterbury, war.

Das Thor von Montreuil bei Amiens.

Diese alte feste Pforte ist ein Denkmal von großem historischen Interesse, da es an die Kraft und Hingebung der Bürger von Amiens bei Vertheidigung ihrer Stadt lebhaft erinnert.

Unter der Regierung Heinrichs IV. wurde dieses Thor, das nun schon seit langer Zeit von der Ringmauer der Citadelle eingeschlossen ist, der Schauplatz einer eben so merkwürdigen als bedeutsamen Begebenheit. Nachstehend geben wir einen gedrängten Bericht von derselben.

Zu der Zeit der inneren Spaltungen, die ganz Frankreich in Zerrüttung brachten und es an Menschen und Geld erschöpften, waren die Spanier, den Bürgerkrieg benutzend, im Jahre 1597 von Norden her in's Land eingefallen und hatten die Städte Dourlens, Ardres und Calais genommen.

Heinrich IV. hatte damals den Bürgern von Amiens vorgeschlagen ihnen eine Verstärkung von Truppen zu senden, damit sie ihre Stadt gegen den immer näher rückenden Feind vertheidigen könnten. Die Amienesen, kühn auf ihre eigenen Kräfte vertrauend und glaubend, daß

sie auch ohne Anderer Hilfe den Spaniern widerstehen würden, wie es schon während der Kriege der Ligue einmal geschehen war, dankten Heinrich IV. mit Hochmuth und Selbstüberschätzung für seine Unterstützung.

General Porto-Carrero befehligte die spanischen Truppen in Dourlens. Diesen kühnen und unternehmenden Soldaten hatte eine glühende Leidenschaft für eine schöne Dame von Amiens erfaßt. Diese hatte auf seine ersten Anträge erwiedert, daß sie nie den Unterthan eines Königs ehelichen werde, welchem ihre Vaterstadt auf keinen Fall gehorchen würde.

Wenn also Porto-Carrero seine Angebetete erhalten wollte, mußte er entweder die spanischen Fahnen verlassen, oder Amiens dem König von Spanien erobern. Da er glaubte, daß ein Angriff mit bewaffneter Hand nicht mit Erfolg gekrönt werden würde, so versuchte er es mit List. Hierbei wurde er durch die Nachlässigkeit und Unordnung, die gewöhnlich mit dem Dienste von Stadtmilizen verknüpft sind, unterstützt, und er wartete ruhig günstige Umstände ab.

Während der Nacht bewachten die Bürger ihre Thore und Wälle sehr gut, aber wenn der Tag anbrach, ließ ihre Wachsamkeit gewöhnlich nach, weil dann viele ihre nothwendigsten Geschäfte in der Stadt zu besorgen hatten.

Auf diesen Mangel an Wachsamkeit baute Porto-Carrero den Plan einer kühnen Ueberraschung und Einnahme der Stadt; er setzte sich an die Spitze einer seiner besten Truppenabtheilungen und rückte des Nachts leise auf Amiens vor.

Als er am Thore Montreuil angekommen war, brachte er seine Leute so nahe wie möglich an die Ringmauer, jedoch so, daß die Soldaten nicht bemerkt werden konnten; nun hielten sich zwanzig als Bauern verkleidete Männer, auf deren Unerschrockenheit er fest rechnen konnte und die auf dem Rücken Körbe mit Aepfeln und Nüssen trugen, außerdem einen Wagen mit Holz und Faschinen, die mit Stroh bedeckt waren, zogen, bereit auf das Thor vorzurücken, sobald ein auf einem Baume lauernder Plänkler ein Zeichen gegeben hätte, daß es geöffnet worden sei.

Auf das gegebene Signal näherten sich die verkleideten Soldaten dem Thore und gingen nachlässig schlendernd, ohne Ordnung, wie ein Trupp Landleute, die sich zum Verkauf ihrer Producte in die Stadt begeben, einher.

Die Milizen, welche das Thor bewachen sollten, hatten ihre ganze Aufmerksamkeit anderen Gegenständen gewidmet; die einen spielten, die anderen waren in eine nahe Schenke gegangen und zechten, hier schliefen einige und dort liefen andere auf's Gerathewohl herum; kurz, sie hatten es den vorgeblichen Bauern sehr leicht gemacht in die Stadt einzudringen.

Diese stellten ihren Wagen mit Faschinen an eine Stelle des Thores auf solche Weise hin, daß man weder die Zugbrücke leicht aufziehen noch das Fallgitter herniederlassen konnte. Einer der Soldaten ließ bei dieser Gelegenheit wie durch Zufall seinen Tragkorb auf die Erde fallen und die hübschen Aepfel und Nüsse lockend zu den Füßen der Wachtsoldaten rollen.

Sogleich fielen diese über die Früchte her, indem sie den Bauer wegen seiner Ungeschicklichkeit auslachten; während diese jedoch ihren Fang aufrafften, schnitten die Spanier die Stränge von ihrem Wagen ab.

Ein Pistol wurde, um die im Hinterhalt liegenden Soldaten herbeizurufen, abgefeuert, und nun warfen sich die Spanier, die unter ihren Kitteln verborgenen Waffen hervorziehend, auf den amienesischen Wachtposten, und die Metzelei begann.

Zwei Stadtmilizen bemühten sich vergeblich das Fallgitter niederzulassen; der Wagen war ihnen hierin hinderlich und das Thor mußte offen bleiben; in sehr kurzer Zeit hatten es die Spanier in ihrer Gewalt.

Der durch den Kampf verursachte Tumult hatte die Bürger des nächsten Stadtviertels aus dem Schlafe geweckt. Sie bewaffneten sich eiligst und begaben sich schnell auf den Kampfplatz. Aber kaum hatten sie einen Vortheil errungen, als neue feindliche Verstärkungen ankamen und jede Gegenwehr fast zur Unmöglichkeit machten.

Endlich rückten auch noch spanische Kürassiere durch das Thor, wodurch die Gefahr für die Amienesen, die ohnedies schon etwas entmuthigt waren, immer mehr zunahm. Sie ergriffen die Flucht und ließen das Thor von Montreuil in der Gewalt Porto-Carrero's, der überdies mit dem Bürgermeister der Stadt im Einverständniß stand. Daß dieser nicht zur rechten Zeit die Sturmglocke läuten ließ, war Schuld daran, daß der übrige Theil der Bürger nicht Theil am Kampfe nahm; denn erst als die Spanier vollständig Herren des Platzes waren, rief die Lärmglocke die Bürger zu den Waffen.

Als die Nachricht von dieser unheilvollen Begebenheit, die so traurige Folgen haben konnte, nach Paris kam, war bei Hofe gerade Ball. Das ist ein Schlag des Himmels, rief Heinrich IV. aus. Der Umstand, daß diese armen Leute eine kleine Garnison, die ich ihnen geben wollte, nicht annahmen, ist die Ursache ihres Untergangs.... Ich habe jetzt genug den König von Frankreich gespielt, fügte er nach einigen Minuten hinzu, es wird Zeit, daß ich wieder einmal König von Navarra bin.

Und in der That verloren die Spanier sechs Monate nach ihrem Sieg Amiens wieder. Heinrich, vom Marschall von Biron kräftig unterstützt, schloß die Spanier ein, die trotz häufiger Ausfälle die Stadt endlich übergeben mußten.

Dies ist derselbe Marschall, den einige Jahre nach der so eben erwähnten rühmlichen Waffenthat ein strafbares Complot gegen König und Vaterland auf das Schaffot brachte.

Das

Thor an der Joubert-Brücke zu Poitiers.

Die Stadt Poitiers stand schon vor Cäsar's Zeit und war der Hauptort eines kleinen Volksstammes, der Pictonen.

Ein alter Schriftsteller sagt: Das Land Poitou hieß früher Pictavia, da es als ein an Obstbäumen, Getreide, Wein, Quellen, Flüssen, Wäldern, Weiden und Gebüsch von den Römern reiches Land geschildert wurde.

Die Stadt Poitiers soll ihren Namen von Pictavis, ab ave picta erhalten haben, weil sie an einem Ort gegründet wurde, wo man einen gemalten Vogel gefunden hatte. Doch stehen wir nicht für diese Ableitung.

Sie liegt auf einem steilen Hügel, umgeben von Bergen und lieblichen Thälern, in deren Mitte die kleinen Flüsse Clain und Boivre fließen, die sich unterhalb der Stadt vereinigen und sie, wieder in mehrere Arme getheilt, durchschlängeln.

Die Vereinigung dieser beiden Flüsse, die hübsche Promenade von Pont-Guillon, die alten Thürme, imposante Ueberbleibsel eines gothischen Schlosses, dessen Raum die Promenade eingenommen hat, die Klarheit des

Wassers, die schönen Alleen auf den Wällen, an deren Fuß die Flüsse sich hinschlängeln, im Hintergrunde die großen Gebäude der Abtei von Moutierneuf, — Alles dies zusammen bildet ein höchst liebliches Bild.

Poitiers ist eine der größten Städte Frankreichs, aber im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung nicht hinreichend bevölkert; sie wird von einer alten, starken und hohen Ringmauer eingeschlossen, auf welcher in gewissen Zwischenräumen Thürme stehen und ist im Allgemeinen schlecht gebaut; die Straßen sind größtentheils eng und außerordentlich uneben, daher nicht sehr geeignet zu Handel und Wandel; zu diesen im eigentlichen Sinne des Wortes bergigen Straßen kommt nun noch ein gräßliches Pflaster; die ganze Stadt gleicht einem ungeheuren Knäuel geschmacklos gebauter Häuser, die manchmal durch Gärten, ja selbst durch Getreidefelder von einander getrennt sind. Die Stadt und das umliegende Land, mehrmals von den Normannen erobert und verwüstet, war der Schauplatz langer Kriege zwischen den Franzosen und Engländern, und der religiöse Fanatismus hat manchmal auch seine Opfer hier bluten sehen; doch trotz aller Zerstörungen bemerkt man noch immer einige Baudenkmäler alter Zeit.

Man zeigt in Poitiers drei Wasserleitungen, die mit all' der Dauerhaftigkeit gebaut sind, welche die Römer allen ihren Bauten gaben; ferner die Ruinen eines Amphitheaters, von dem jedoch nur noch wenige Arkaden, die zum Theil in neuerer Zeit restaurirt wurden, übrig geblieben sind.

Das Thor an der Joubert-Brücke ist das einzige noch bestehende von den sechsen, durch welche man über die Wallgräben in die alte Pictavia gelangte, und war zugleich das bedeutendste von allen.

Man schreibt Wilhelm VII., Grafen von Poitou, die Erbauung des nahe am Thore liegenden Thurmes zu, der zur Stärke des Platzes nicht wenig beitrug und den nach innen zu gehenden Schluß der Brücke bildete, welche die Hauptstraße mit dem gegenüberliegenden Ufer des Clain verbindet.

Was am meisten das Interesse des Reisenden erweckt, das sind die Kirchen, deren Poitiers viele hat. Die Kathedrale gehört zu den schönsten Kirchen Frankreichs und wurde der Chronik des heiligen Hilarius zufolge schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gegründet.

Der Name Poitiers erweckt große geschichtliche Erinnerungen; namentlich ist diese Stadt durch zwei Schlachten berühmt geworden, wovon die eine für die Franzosen ein glänzender Sieg, die andere eine große Niederlage für sie war.

Karl Martell vernichtete hier 732 die sarazenischen Horden, und 1356 neigte König Johann, zum Gefangenen gemacht, seine Fahnen vor den siegreichen Waffen des schwarzen Prinzen.

Die arabischen Geschichtschreiber sagen, die Sarazenen wären in der Umgegend von Tours geschlagen und zerstreut worden, aber die meisten französischen Chroniken, namentlich die der Abtei Moissac, welche zur Zeit dieser Begebenheit selbst geschrieben wurde, behaupten

daß der Kampf bei Poitiers, ja sogar in einer Vorstadt desselben, stattgefunden habe.

Bekanntlich beabsichtigten die Sarazenen, die seit dem Jahre 710 Herren von Spanien, dem ehemaligen Lande der Westgothen, waren, Frankreich zu unterjochen. Im Jahre 732 ging Abderrhaman mit einer furchtbaren Armee über die Pyrenäen, und nachdem er den Herzog von Aquitanien geschlagen hatte, zeigte er sich vor Poitiers, welches Karl Martell mit seinen Carré's von Bogenschützen und Lanzknechten beschützte.

Die Sarazenen begannen den Kampf; vergeblich suchten sie durch ihre blitzschnellen Bewegungen Unordnung in die Reihen der christlichen Krieger zu bringen, denn diese, die schwer bewaffnet waren und dem Ausdruck eines Zeitgenossen zufolge einer Mauer oder einem Eisberg in ihren funkelnden Rüstungen glichen, blieben starr und fest in Reih und Glied bei den ungestümsten Angriffen der feurigen und raschen Sarazenen.

Auf einmal nimmt eine Abtheilung, die vom Herzog von Aquitanien geführt wurde, das Lager der Araber mit Sturm, bei welcher Gelegenheit ihr König Abderrhaman getödtet wird; eine furchtbare Unordnung entsteht nun unter ihnen, der größte Theil bleibt todt auf dem Schlachtfelde und nur wenige entkommen eiligst fliehend nach den Pyrenäen.

Am andern Tage vertheilte Karl Martell unter seine Soldaten die unzählbaren Schätze, welche die Sarazenen zurückgelassen hatten; er ging nun über die Loire zurück, stolz auf den erfochtenen glänzenden Sieg und verband nun mit seinem Namen Karl, der schon durch so viele

Siege berühmt geworden war, den Namen Martell (Hammer), weil er, wie die Chronik von Saint-Denis lautet, „gleich dem Hammer, der Eisen, Stahl und andere Metalle zerbricht, durch diese Schlacht die furchtbarsten Feinde der Christenheit zerstörte und aufrieb.“

Sechs Jahrhunderte später wurde auf demselben Schlachtfelde, welches Zeuge so großer Tapferkeit gewesen war, die französische Ritterschaft total geschlagen.

Die Blüthe des französischen Adels ward niedergehauen; die meisten Edelleute zeigten sich hier als Feiglinge, denn sie ergriffen schaarenweise, trotz ihrer Rüstung und ihrer guten Waffen vor den englischen Bogenschützen die Flucht.

Die Söhne des Königs, mit Ausnahme Philipps, des jüngsten, der kaum dreizehn Jahre zählte, spielten hier eine höchst traurige Rolle, denn kaum hatten sie das Banner des Prinzen von Wales gesehen, „als sie sich mit achthundert frischen und gesunden Lanzknechten aus dem Staube machten,“ wie Froissard sagt.

König Johann allein entfaltete großen Muth; er ging mit einer Streitaxt bewaffnet Allen voran dem Feinde entgegen. Er kämpfte im heißesten Getümmel und oft rief man ihm zu: „Ergebt euch, ergebt euch!“

Doch der König wehrte sich tapfer seiner Haut, als plötzlich ein Ritter die Menge durchbricht, sich ihm naht und in gutem Französisch zu ihm sagt: „Sire, Sire, ergebt euch mir.“ — „Wo ist mein Vetter, der Prinz von Waies?“ fragt König Johann; „wenn ich ihn sähe, würde ich mit ihm sprechen.“ — „Sire,“ antwortete der Ritter, „der Prinz ist nicht hier, aber ergebt euch mir, ich

werde euch zu ihm führen: ich bin Dyonis von Morbèque, Ritter aus Artois und diene dem König von England; denn ich darf nicht auf französischem Grund und Boden bleiben, eines Verbrechens halber." Und der arme König Johann ergab sich dem Ritter. Noch immer drängte man sich um ihn und viele schrien: „Ich habe ihn gefangen, ich habe ihn gefangen genommen!" um Ehre und Belohnung davon zu tragen, worauf Johann sagte: „Seigneurs, Seigneurs, führt mich mit Höflichkeit vor den Prinzen, meinen Vetter, ich bin mächtig genug, um euch alle reich zu machen."

Das war ein trauriger Tag, diese Schlacht von Poitiers; beinahe der ganze Adel Frankreichs wurde aus einander gejagt; die Engländer hatten allein siebenzehn Grafen, ohne die vielen Barone und Ritter zu rechnen, zu Gefangenen gemacht; zwischen fünf bis sechshundert Edle und wohl sechstausend Lanzknechte und Bogenschützen blieben todt auf dem Schlachtfelde.

Das Thor des Croux zu Nevers.

Die Gründung von Nevers datirt aus längst verflossenen Jahrhunderten, denn Julius Cäsar spricht schon in seinen Commentarien von dieser Stadt, der er den Namen Nivedunum beilegte. Es scheint, daß zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Römer Nevers schon eine Stadt von großer Wichtigkeit war, weil der Besieger der Gallier, als er zu einem neuen Feldzug ausrückte, die kostbarsten Trophäen seiner Siege hier ließ, ein Beweis, daß die Festigkeit der Stadt ihm hinreichende Bürgschaft für die Sicherheit derselben bot.

Bekanntlich ist die Geschichte Galliens während der ganzen Zeit, daß die Römer das Land im Besitz hatten, und auch noch während der ersten Jahrhunderte der Oberherrschaft fränkischer Könige, in großes Dunkel gehüllt. Auch findet man nur wenige historische Denkmäler, welche Zeugniß geben könnten von den Begebenheiten, die in den von den Römern vier bis fünf Jahrhunderte lang beherrschten Städten stattgefunden haben.

Erst vom Jahre 865 an wird der Name der Stadt Nevers wieder in der Geschichte Frankreichs genannt.

Um diese Zeit wurde sie zur Hauptstadt einer Grafschaft erhoben und bekam den Namen Nivernais.

Karl der Kahle schenkte diese Grafschaft Robert dem Starken, der von den Historikern als der Stammvater der Capetinger betrachtet wird.

Im Jahre 1538 wurde Nevers, das in immer blühenderen Zustand gekommen war, von Franz dem Ersten zu einem mit der Pairschaft verbundenen Herzogthum erhoben.

Die Stadt hat eine charmante Lage und alle seine Umgebungen bieten malerische Aussichten dar. Sie liegt an der Loire, da, wo die Nièvre sich in diesen Strom ergießt und nicht fern von dem Zusammenfluß der Nièvre mit dem Allier. Diese drei Flüsse, die in den Ebenen dahin eilen und sich dann vereinigen, geben der ganzen Landschaft Reiz und Mannichfaltigkeit.

Sehr zu bedauern ist es, daß die Bauart der Stadt nicht ihren Umgebungen entspricht. Die Straßen sind größtentheils eng und düster und bekunden in ihrer Anlage durchaus keine Regelmäßigkeit und Ordnung, die so heilsam für Gesundheit und öffentliche Sicherheit ist. Nur in dem Centrum der Stadt erblickt man einen geräumigen und ziemlich regelmäßig gebauten Platz. An der Nordseite desselben erhebt das Schloß der ehemaligen Herzöge von Nevers seine altergrauen Mauern.

Dieses Schloß, welches von den Fürsten von Cleve erbaut worden ist, und in späteren Zeiten der Schauplatz glänzender Feste, welche die schöne Prinzessin Marie darin gab, war, ertönt jetzt nicht mehr von Concert- und Tanz-

musik, sondern von den traurigen Debatten der Justiz; denn es ist jetzt der Sitz eines Ober-Criminalgerichts.

Nevers verdankt seine Befreiung vom Joche willkührlich waltender Barone und die Stiftung einer eigenen Communalverwaltung Peter von Courtenay. Die Urkunde, durch welche der Stadt ihre Privilegien verliehen wurden, stammt aus dem Jahre 1194, einer Zeit, wo noch wenige Städte besonderer Rechte genossen. Nevers ist folglich eine von den wenigen Städten Frankreichs, die sich alter Municipalverfassung rühmen können.

Wenn man die Rathsarchive von Nevers durchblättert, bemerkt man, daß Guy II., Graf von Nevers, ihre Freiheiten durch eine neue, feierlich übergebene Urkunde vermehrte. Sie wurde von Guy und funfzehn Baronen, die als Zeugen aufgeführt werden, unterzeichnet. Dann fügten noch die Erzbischöfe von Lyon und Sens, sowie die Bischöfe von Auxerre, Autun und Langres ihre Signaturen hinzu, gleichsam als Bürgschaft für diese neue Gunst. Ferner bestätigte Innocenz IV. diese Urkunde durch eine Bulle und endlich bewilligte noch König Johann alle Dispositionen derselben durch ein königliches Regierungspatent.

Nevers war lange Zeit ein fester Platz, denn seine Ringmauer besteht noch immer. Ungeachtet ihres Verfalls kann man noch deutlich sehen mit welcher Sorgfalt sie erbaut wurde. Sie hat colossale Verhältnisse und eine ihrer Höhe entsprechende Stärke, die noch durch Erdwälle, auf denen die Mauer ruht, erhöht wird. Im funfzehnten Jahrhundert wurden ihre Vertheidigungsmittel mit unterwölbten und mit Zinnen gekrönten sehr hohen

Thürmen noch vermehrt. Diese Thürme, von runder Form, sind jetzt zu Wohnungen umgewandelt worden.

Nevers war ehemals in fünf Stadtviertel getheilt, von denen jedes ein festes Thor hatte.

Die fünf Stadttheile hießen: das Nièvre-, das Barre-, das Loire-, das Croux- und das Artilliers-Viertel.

Aber die Thore dieser Stadttheile hatten nicht alle denselben Namen als die Viertel, welche sie schlossen, denn eins zum Beispiel hieß das St. Nicolausthor. Sie wurden sämmtlich in einer und derselben Zeit mit der neuen Ringmauer, im zwölften Jahrhundert nämlich und auf Befehl des oben erwähnten Peter von Courtenay, erbaut.

Das Thor des Croux, welches im Jahre 1393 neu aufgebaut wurde, ist das einzige, welches noch steht. Aus seiner festen Bauart und viereckigten Form kann man auf das Aeußere der anderen nicht mehr vorhandenen Thürme schließen, die wahrscheinlich auch zwei kleinere Thürme zur Seite und einen Wall zum Schutz hatten.

Wir beschließen diese kurze Notiz, indem wir noch bemerken, daß, um Nevers zu einem festen Platze ersten Ranges zu erheben, es weder an sorgfältiger Ausführung fehlte, noch Kosten und ausgesuchte Materialien gespart wurden, und daß die Stellen der Ringmauer, welche von den Wellen der Loire und Nièvre nicht benetzt wurden, durch tiefe und breite Gräben hinreichend gedeckt waren. Mit einem Wort, Nevers war eine Stadt, die gegen jeden Angriff vertheidigt werden konnte.

Das Wilhelmsthor zu Chartres.

Liebhaber des Alterthümlichen können ihre Lust in Chartres befriedigen. Diese Stadt liegt auf einem Berge, dessen Fuß die Wellen der Eure bespülen. Aus dem Dunkel anmuthiger Laubwaldungen erheben sich altergraue Festungswerke, die so fest gebaut sind, daß sie vor der Erfindung des Schießpulvers und schweren Geschützes lange Zeit für uneinnehmbar galten und daß selbst zu der Zeit, als die Artillerie die alten festen Plätze wirksam zu zerstören begann, Heinrich IV. dennoch im Jahre 1591 Chartres erfolglos belagerte.

Diese Fortificationen bestanden aus einer außerordentlich hohen Ringmauer mit ungeheuer festen und dicken Thürmen zur Seite.

Chartres hat sieben Thore, von denen das merkwürdigste seinen Namen von dem Bürgermeister Guillaume (Wilhelm) entlehnt hat, der gerade, als dies Thor gebaut wurde, die Stadt regierte.

Rechts und links stehen zwei Thürme, die mit dem Thore durch einen Mittelwall verbunden sind und auf welchen sich ringsum eine mit vorspringenden Zinnen

versehene Gallerie befindet, eine bei den Festungswerken damaliger Zeit unerläßliche Zierde.

Unter dem spitzbogigen Gewölbe sieht man noch jetzt das Fallgitter und die Oeffnung, durch welche das furchtbare Instrument „Fuchsfalle" genannt herabfiel, sowie auch andere Oeffnungen, durch welche die Ketten oder Seile der Zugbrücke beim Herablassen und Aufziehen hin und zurück rollten. Neben dem Wilhelmsthor befindet sich eine kleine Pforte, in deren Innerem ein kleines finsteres Gemach für die Nachtpatrouillen ist.

Ehemals war die Ringmauer der Stadt Chartres von deren Häusern ziemlich fern. Zwischen beiden war ein sehr großer Raum, welchen Gärten, öffentliche Plätze, Gehölze und Getreidefelder ausfüllten. Im Laufe der Zeiten sind an deren Stellen große Gebäude, Kirchen und Klöster gekommen. Doch diese Vergrößerung der Stadt hat ein Ende, denn Chartres baut keine neuen Häuser mehr.

Wollten wir das Innere der Stadt besichtigen, so müßten wir von ihren religiösen Denkmälern der Baukunst sprechen, denn sie sind hier ohne Zweifel das Merkwürdigste, und namentlich verdient die Kathedrale, eins der grandiosesten Werke gothischer Architectur, genannt zu werden. Doch sind diese frommen Monumente nicht die Gegenstände dieses Aufsatzes, und gehen wir daher nicht weiter als bis an das Wilhelmsthor und die Wallmauer, mit welcher es verbunden ist.

Chartres wurde unter der Regierung Karls VI. von den Engländern genommen und im Jahre 1432 von Dunois wieder erobert. Die Calvinisten belagerten es 1568

vergeblich. Heinrich IV. bemächtigte sich der Stadt 1591 und wurde im Jahre 1593 in ihrer Kathedrale gesalbt.

Ehemals war Chartres die Hauptstadt des Volksstammes der Karnuten und hatte später verschiedene Gaugrafen zu Herren. Dieselben kleinen Gewalthaber besaßen außerdem noch die Grafschaften Blois und Champagne. Dann fiel Chartres an die Familie Chatillon, die sie an Philipp den Schönen verkaufte. Dieser verkaufte sie wieder an seinen Bruder Philipp von Valois, der sie, als er auf den Thron gelangte, mit der königlichen Krone von Frankreich vereinigte. Franz I. veräußerte sie nochmals und Ludwig XIII. kaufte sie im Jahre 1623 zum letzten Male zurück.

Ludwig XIV. erhob die Grafschaft Chartres zu einem Herzogthum und verlieh es dem Hause Orleans. Nun gehörte es mit zur Apanage des jedesmaligen ältesten Sohnes dieses Hauses, bis zum Jahre 1830, wo diese Bestimmung anderen Einrichtungen Platz machte.

Der Thurm von Crest.

Die Stadt Crest ist eine jener kleinen Städte von vier bis fünftausend Einwohnern, welche in allen Ländern unter ihren Schwestern die Mehrzahl bilden.

Sie liegt am rechten Ufer der Drome und hieß ursprünglich Crista Arnaudi, ein Name, den sie wahrscheinlich von einem ihrer Herren, der sich Arnaud nannte, entlehnt hatte.

Anfangs war es nur ein kleines Fort, welches den Grafen von Valentinois gehörte, die mehrere Jahrhunderte lang ihre Grabstätte in einem Kloster des Ortes fanden.

Aus einer alten Inschrift ist zu ersehen, daß der Stadt Crest von dem Grafen Aymar von Poitiers im Jahre 1188 mehrere Privilegien und Freiheiten bewilligt wurden. Dieser Aymar war der Stammvater der jüngern Linie der Grafen von Valentinois.

Als Aymar im zwölften Jahrhundert, von mehreren Reisigen begleitet, nach Montélimart gekommen war, wurde er von der Gräfin von Marsanne dringend gebe-

ten sie gegen die Bischöfe von Valence und von Die, welche Krieg gegen sie führten, in Schutz zu nehmen.

Zu jenen Zeiten war es etwas sehr gewöhnliches, daß Prälaten Schlachten lieferten. Aymar unterstützte die Gräfin, und eine alte Chronik sagt hierüber: „Dieser Graf von Poitiers brachte ihr sehr große Hilfe und eroberte mehrere Schlösser und Städte in dem Lande Valentinois. Und um die Dienste, die ihr der genannte Graf erwiesen hatte, zu belohnen, bot sie ihm die Hälfte ihrer ganzen Güter, oder wenn es ihm gefiele sie ganz anzunehmen, ihre einzige Tochter zur Ehefrau an. Er schloß diese Ehe und wurde Herr des ganzen Landes.“

Das Gebäude, welches heutzutage in Crest als Correctionshaus dient, ist ein durch seine Form, Höhe, Festigkeit und kühne Bauart merkwürdiges architectonisches Denkmal alter Zeit; es heißt der Thurm von Crest und war ehemals ein Staatsgefängniß.

Dieser Thurm ist ein schönes Ueberbleibsel des Schlosses, welches die kleine Stadt und den Uebergang über die Drome beherrschte; er wurde zu verschiedenen Malen, aber vergeblich, bei dem Ausbruch des Krieges gegen die Albigenser von den Grafen von Montfort belagert.

Die kleinen Kriege, welche der Stadt Crest zu schaffen machten, als es den Anstrengungen der Kreuzritter, die an den festen Mauern des Schlosses ihre Lanzen brachen, trotzte, sind zu sehr von localem Interesse, als daß wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen sollten.

Nachstehend wollen wir aber eine andere Geschichte berichten, die vielleicht mehr die Aufmerksamkeit des Le-

sers erregen wird; es ist die Historie von der Schäferin von Crest, bekannt unter dem Namen Isabelle Vincent.

Im Jahre 1670 geboren und nach den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen, wurde sie den damals bestehenden Gesetzen gemäß in die katholische Kirche geführt, wo sie die Mühe, welche sich die Priester sie zu unterrichten gaben, durch Aufmerksamkeit zu belohnen schien.

Sie kehrte jedoch bald zu ihrem ersten Glauben zurück, und da sie von ihrer armen Familie keine Unterstützung hoffen durfte, so ging sie zu ihrem Pathen, der sie zur Hüterin seiner Heerden machte.

Als sie eines Tags wie gewöhnlich auf der Weide war, trat ein Unbekannter zu ihr und sprach: „Du bist von dem Geist Gottes beseelt, von nun an wirst du prophezeien und deinen Brüdern in Christo den nahen Tag ihrer Befreiung verkündigen.“ Das junge Mädchen, von überspannter Imagination, lief in die nahen Dörfer und Weiler und rief die Bauern auf sich noch einmal mit den alten Feuergewehren ihrer Väter zur Vertheidigung ihrer Religion zu bewaffnen.

Der Name der Hirtin von Crest erschallte weit und breit im Lande Dauphiné; von allen Seiten kamen die Leute herbei um sie zu hören und kehrten voll Bewunderung für sie in ihre Heimath zurück. Selbst bis nach Holland drang ihr Ruf; der Minister Jurieu schrieb an seine Glaubensgenossen, daß die Hirtin von Crest zur Stütze und zum Trost der protestantischen Kirche von der Vorsehung erwählt und berufen sei. Die Begeisterung

für die Predigten jenes jungen Mädchens kann man sich nur erklären, wenn man sich den Geist der Zeit, in welcher sie auftrat, vergegenwärtigt.

Die protestantische Religion wurde damals durch die feindseligen Edicte Ludwigs XIV. auf's Aeußerste verfolgt; dieser Glaube war auf der ganzen Gebirgskette, die sich von den Alpen bis zu den Sevennen hin ausdehnt, der herrschende; er hatte hier seine zahlreichsten Anhänger, seine eifrigsten Vertheidiger.

Auf den Gipfeln steiler Berge wohnten einfache Landleute, welche die Predigten mit der ganzen Andacht längst vergangener Zeiten anhörten und deren Glaubenseifer durch die neu erwachte Verfolgungssucht nur noch stärker und innerlicher geworden war.

Bei jeder Religionsverfolgung aller Zeiten sind begeisterte Menschen, die man Propheten nannte, aufgestanden, welche bessere Tage verkündigten und auf diese Weise Hoffnung in die Herzen ihrer Glaubensbrüder pflanzten.

Selbst der so strenge, allen Wundern gänzlich abholde Calvinismus hatte seine begeisterten Seher; das Gebirge widerhallte von begeisterten Reden. Arme Weiber, junge Mädchen, wie die Hirtin von Crest, predigten, vom Geiste Gottes beseelt, trotz aller Qualen und Strafen; alle besaßen die Gabe abwesende Dinge zu sehen, sie bemerkten die noch fernen Detachements der Stadtmilizen oder der Dragoner, die beauftragt waren die strengen Befehle Ludwigs XIV. auszuführen, und sie benachrichtigten ihre Glaubensgenossen hiervon.

Und während der nach Plünderung gierige Soldat die Hütten der Armen niederbrannte und deren Heerden wegführte, hörten die frommen Gebirgsbewohner das Wort würdiger Pastoren oder gottbegeisterter Jungfrauen, die im Angesicht brennender Scheiterhaufen von den Wundern der Güte Gottes sprachen, mit tiefer Inbrunst an.

Das St. Johannsthor zu Provins.

Namentlich im letztvergangenen Jahrhundert sprach man dem Mittelalter den Sinn für ächte Kunst gänzlich ab, und doch beweisen tausend und aber tausend Schönheiten der gothischen Architectur gerade das Gegentheil und die, wenn auch zuweilen etwas schwerfälligen, Formen derselben geben wahrhaftig Niemandem das Recht das Mittelalter eine Zeit der Barbarei in den Künsten zu nennen. Es gehört Genie dazu solche alte Kathedralen zu bauen, die vor dem erstaunten Auge in hoher Kühnheit und schöner Ausführung erscheinen.

Das St. Johannsthor zu Provins ist eins der kostbarsten Denkmäler des Mittelalters. Man glaubt, daß es zu verschiedenen Zeiten erbaut worden ist, weil der obere Theil desselben von anderer Bauart ist als der untere. Dieser besteht aus dickem, schwerfälligem Gemäuer, die Spitze ist aber offenbar von neuerem Styl und scheint in der Epoche der Renaissance unter der Regierung Franz I. gebaut worden zu sein. Das Thor hat seine Stärke in zwei zu beiden Seiten stehenden zwar ungestalten, aber äußerst festen Thürmen.

Da wir einmal von diesem Thore sprechen, wollen wir einige Worte über Provins selbst, diese alte, ehemalige Hauptstadt des Ländchens la Brie und die in seinen Mauern vorgefallenen historischen Begebenheiten sagen. Die Stadt, welche von den Römern gegründet wurde, war die Residenz jener edlen Grafen, die unter dem Familiennamen Thibaut sich als tapfere Ritter, Minnesinger, Gründer von Städten und Klöstern und Stifter eines ehemals weit und breit bekannten Jahrmarkts einen ruhmvollen Namen in der Geschichte erworben haben. Glücklich sind die, welche die Macht haben dauerhafte Werke zu stiften und dabei zugleich von poetischem Geist beseelt sind.

Die Thibauts gründeten die berühmte Messe von Provins, zu welcher Schaaren von Kaufleuten von allen Punkten Frankreichs zogen; diese Messe wurde hinter festen Mauern abgehalten, denn man mußte die Händler und Einkäufer gegen die Plünderungen der edlen Raubritter schützen.

Wie wir schon bemerkten, war Provins der Wohnsitz der Grafen von Champagne; hier wurde geboren und lebte jener Thibaut, der Geliebte der Königin Bianca, welcher beschuldigt wurde Ludwig VIII., seinen Oberlehnsherrn, in Folge eines heftigen Streites vergiftet zu haben.

Als der junge Ludwig IX. gesalbt wurde, erschien Thibaut auch nicht in der Kirche, denn er hätte mit allen den geschwätzigen und indiscreten Herren des Hofes Streit und Händel bekommen.

Die Barone thaten alles Mögliche, um den Grafen Thibaut in ihr Bündniß, welches gegen die Regentschaft der Königin Bianca gerichtet war, zu locken, denn er

war ein tüchtiger Kämpe. Vielleicht wäre es ihnen auch gelungen, aber die Königin, welche ihre Macht über sein Herz recht wohl kannte, ging in der Nacht bei Mondenschein in sein kleines Schloß, wo er, liebend an sie denkend, auf seinem Bette lag. Sie sah ihn so zärtlich an, daß er ausrief: „Meiner Treu, Madame, mein Herz und all' mein Gut steht euch zu Diensten; es giebt nichts was ich nicht thäte, wenn es euch gefiele, und niemals, so Gott will, werde ich gegen euch und eure Kinder Waffen tragen."

Von da an wurde der arme Graf ganz schwermüthig, denn es kam ihm immer in's Gedächtniß jener sanfte Blick der Königin und ihre schöne Haltung; zu dieser Zeit ging die Liebe in seinem Herzen auf.

Auf diese Weise blieb Thibaut von seinen edlen Gefährten und ihren Plänen getrennt. Diese wollten sich rächen, sie sagten: „Dieser Verräther von einem Grafen verläßt uns schmählich, nun gut, so wollen wir seine Güter nehmen." Der König widersetzte sich ihrem Ansinnen: „Wenn ihr nicht aufhört Thibaut zu belästigen, so werden wir unsere Schlachten zu seiner Vertheidigung schlagen." — „Sire, laßt uns ziehen gegen den Champagner" (Grafen nämlich, gegen den Wein würden Andere auch zu Felde ziehen). „Wir wollen mit dreihundert Pferden weniger als er hat auf ihn los marschiren." — „Niemals," antwortete der junge Ludwig, den seine Mutter einsoufflirte; „nie will ich hören noch leiden, daß man Thibaut ein Leid anthue."

Doch die Freundschaft dauerte nicht lange. Zwei Jahre später wuchsen die Domainen des Sire Thibaut

um ein Bedeutendes; er hatte von seinem verstorbenen Oheim das Königreich Navarra und vierhunderttausend Livres Geld geerbt.

Auf diese Weise zur Würde eines Königs und zu außerordentlichem Reichthum gelangt, faßte er von neuem den Gedanken eines Feudalbündnisses gegen die wichtigen Rechte der Oberlehnsherrlichkeit.

Der König von Frankreich wurde von diesem Plane unterrichtet, und schon war seine Armee bereit in die Champagne einzufallen, als der König von Navarra alle seine Unterwürfigkeit ihm zu erkennen gab und seinen Huldigungseid erneuerte. Der Papst hatte ihn in seinen Schutz genommen (denn es galt ja Auflehnung zu unterstützen), weil, wie er vorgab, Thibaut als edler Pilgrim sich mit dem Kreuz bekleidet, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen und in einem frommen Gesang den Kreuzzug gepredigt hatte.

Thibaut ging nun an den Hof Ludwigs IX., um seine Dame wieder zu sehen; aber der früher gegen ihn gehegte Haß hatte an innerer Kraft unterdeß zugenommen; die Brüder des Königs liebten den Grafen von Champagne keineswegs, sie argwohnten den Ehebruch ihrer Mutter, so daß eines Tages der Graf Robert den Thibaut durch seine Troßbuben und Knechte ergreifen ließ, die ihn als Zeichen der Entehrung auf einen alten schlechten Gaul, dessen Schweif sie abgeschnitten hatten, banden; dann warfen sie Lumpen über ihn und applicirten auf sein Gesicht eine Maske von weichem Käse. Thibaut kochte vor Wuth über diesen Schimpf, er begehrte Kampf auf Tod und Leben, aber die Königin

Bianca befahl ihm Vincennes zu verlassen, und der König von Navarra war den Befehlen seiner geliebten Herrin wie immer gehorsam.

Noch vor wenigen Jahren konnte man mehrere auf die Fenster einer Kirche gemalte Verse lesen, die dem Grafen Thibaut zugeschrieben wurden; in jenen alten Zeiten dienten Kirchenfenster zu Notiztafeln, um ihnen die süßen Gedanken der Liebe anzuvertrauen.

Als die Grafschaft Champagne mit der Krone vereinigt wurde, ward Provins eine königliche Privatdomaine. Seitdem ist sie nie wieder vom Staatsbesitz getrennt worden; dessenungeachtet zeigte sich die Stadt unter den Herzögen von Guise stark liguistisch gesinnt; sie ergriff die Partei der Katholiken und wurde im Jahre 1592 von Heinrich IV. belagert, der sich nach dreitägigem hartnäckigem Widerstand ihrer bemächtigte.

Die Alterthümlichkeiten haben durch die Verheerungen der Zeit und der Kriege bedeutend gelitten; trotzdem sind noch einige ziemlich gut erhalten, von denen wir nur das Gebäude, gewöhnlich Cäsar's Thurm genannt, anführen, der uns jedoch nicht von römischer Construction zu sein scheint.

Der
große und der kleine Chatelet zu Paris.

Als die ganze Stadt Paris noch auf die Insel der Cité zusammengedrängt war, da umgaben es von allen Seiten dicke, hohe Mauern, deren Einerlei nur in gewissen Entfernungen von starken Thürmen unterbrochen wurde, von denen man bei den kürzlich geschehenen Nachgrabungen noch einige Trümmer aufgefunden hat. Mit dem Lande über der Seine communicirte man durch zwei hölzerne Brücken, deren eine, die große Brücke genannt, jetzt den Namen Pont-au-Change bekommen hat, währenddem die andere ihren Namen kleine Brücke bis auf den heutigen Tag behalten hat. Um diesen Flußübergängen Schutz zu verleihen, baute man zwei Vesten, eine Art Burgen, welche ihrer geringen Ausdehnung wegen Chatelets (kleine Schlösser) genannt wurden. Wie es die große und die kleine Brücke gab, so gab es auch den großen und den kleinen Chatelet. Dies waren anfangs nur Bauten aus Holz, denn man erfährt durch die Chronikenschreiber jener Zeit, daß bei der famosen Belagerung von Paris durch die Normannen der Thurm des kleinen Chatelet niedergebrannt wurde. Wenn diese beiden Fe-

stungen zerstört worden wären, so würde die auf die Insel eingeschlossene Bevölkerung in die Lage gekommen sein entweder Hungers zu sterben, oder sich zu ergeben. Diese Gefahr sahen die Pariser sehr wohl ein, denn sie schlugen sich mit einer Erbitterung, die wenige Beispiele in der Geschichte hat. Die Wallgräben waren fast ganz durch verstümmelte Leichen ausgefüllt und das Wasser der Seine sah von dem stromweise vergossenen Blute roth.

Als Philipp August im Jahre 1198 Paris mit einem Steinwall umgab, baute er auch den kleinen Chatelet, der durch die Belagerungen, von denen die Hauptstadt heimgesucht wurde, bedeutend gelitten hatte, wieder auf. Diese kleine Burg wurde mit den dicken Mauern des Pré des Garlandes (jetzt rue Galande) und des Elendsthales (jetzt quai des Augustins) verbunden.

Die Gebäude des kleinen Chatelet bestanden aus drei viereckigen Thürmen von mittlerer Höhe, die untereinander durch eine Art festungähnlicher Gallerie verbunden waren. Drei und dreißig mit Eisengittern versehene Fenster gaben den verschiedenen Stockwerken der Veste von der Flußseite her Tageslicht, und in den unterirdischen Räumen befanden sich sechzig Kasematten oder Kerker.

Von der Regierung Philipp August's an bis zu der des heiligen Ludwig hanthierten in dieser Veste fast nur Kriegsleute und Justizmänner; sie diente nämlich zum Vereinigungspunkt der ausgehobenen Mannschaften, wenn der König in den Krieg ziehen wollte, und zum Filial des großen Chatelet, sobald die Anzahl der Gefangenen in diesem so beträchtlich wurde, daß man sie nicht mehr alle unter Schloß und Riegel bringen konnte.

Als unter der Regierung Philipps des Schönen durch Unterdrückung des Ordens der Templer, dieser ritterlichen Mönche, der Staatsbesitz durch deren unermeßliche Güter beträchtlich vermehrt wurde und auch der Palast du Temple und mehrere andere Gefängnißhäuser an den Staat fielen, da glaubte man sich des kleinen Chatelet nicht mehr zu diesem Besuch bedienen zu dürfen und er wurde deshalb fast gänzlich verlassen.

Nach Verlauf von mehr als achtzig Jahren befahl Karl VI., daß die Gefängnisse dieser Veste von neuem in Stand gesetzt würden, um im Nothfall dem großen Chatelet als Aushilfe zu dienen. Man ließ die Gebäude desselben durch Maurer untersuchen und fand, daß sie sicher und hinreichend Luft enthielten, mit Ausnahme von drei unterirdischen Kerkern, in denen die Gefangenen wegen Luftmangels nicht lange leben konnten.

Im Jahre 1402 bestimmte derselbe König diese Veste für den Oberrichter von Paris „als sichere und anständige Wohnung." Die Gegenwart dieser Magistratsperson verhinderte jedoch nicht die Metzeleien, welche am 12. Juni 1417 von der burgundischen Partei gegen die Gefangenen ausgeübt wurde.

Die Pariser waren der unerträglichen Tyrannei des Grafen von Armagnac müde. Die reichen Bürger und einige Mitglieder des Magistrats hatten sich versammelt und entschieden, daß der Herzog von Burgund und seine Anhänger in die Stadt eingelassen werden sollten, um den schrecklichen Grausamkeiten, welche vorbereitet wurden, vorzubeugen. Der Graf von Armagnac hatte nämlich mehrere tausend Ellen grober Leinewand gekauft, unter

dem Vorgeben Zelte, in Wahrheit aber um Säcke daraus machen zu lassen, in welchen er von dem Thurm des kleinen Chatelet herunter während der Nachtzeit tausende von Weibern in die Seine werfen lassen wollte, da er es nicht wagte diese scheußliche Grausamkeit am hellen, lichten Tage zu begehen. Diese Ersäufungen hatten bereits begonnen.

Bei dem durch einen Viertelsmeister, Namens Eustachius Cocpeau, auf dem Maubertplatz, später Katzenplatz genannt, gegebenen Signal stürzte sich das Volk, mit dem sich eine Menge Räuber verbanden, in blinder Wuth auf die Armagnac's und auf die, welche aus Neigung oder in Folge ihrer Functionen an ihnen hielten.

Diese Rasenden liefen in alle Häuser und Gasthöfe, um die Armagnac's oder deren Anhänger aufzusuchen, und sobald sie Personen fanden, die ihnen verdächtig schienen, so wurden sie erwürgt oder auf die Straße geschleppt und todt geschlagen.

Als sich die erste Wuth gelegt hatte, ließen die Führer der Volkshaufen beim Schall einer Trompete das Verbot die Metzeleien und Plünderungen fortzusetzen, verkündigen, aber zugleich wurde allen Denen, welche Anhänger der Armagnac's in ihrem Hause verbärgen, bei Todesstrafe eingeschärft diese auf der Stelle auszuliefern.

Nun füllten sich die Gefängnißhäuser, der große und kleine Chatelet, der Louvre, der Tempel, Saint-Eloy, Saint-Magloire und Saint-Martin-des-Champs, das Fort l'Evêque, die Conciergerie, Vincennes, die Bastille durch schnell hinter einander folgende Arrestationen der-

gestalt mit Gefangenen an, daß man noch zu Klöstern und Privathäusern seine Zuflucht nehmen mußte. —

Unter der Regierung Heinrichs III. wurde der kleine Chatelet Staatsgefängniß und während der Unruhen der Fronde diente es zum Generalquartier für die ausgehobenen Truppen. Die Royalisten nannten damals dies Gebäude die Kaserne des Kardinals von Retz. In dem kleinen Chatelet wurde auch jenes berüchtigte Regiment von Corinth gebildet, bewaffnet und equipirt, welches seinen militairischen Ruf und seine Fahnen eine halbe Stunde von Paris an den Ufern der Marne einbüßen sollte. Einige Compagnien königlicher Truppen reichten hin es in Unordnung zu bringen, und die Witzbolde jener Zeit nannten dies Rencontre die erste Epistel an die Corinther. Die Soldaten des Coadjutors suchten indeß nicht die gefährliche Ehre einer zweiten Zusammenkunft mit den Truppen des Königs, indem sie sich mit ihrem martialischen Ehrgeiz darauf beschränkten den kleinen Chatelet und den Palast des Erzbischofs militairisch besetzt zu halten, wo sie, wie ein Zeitgenosse sagt, „eine für Leute dieser Art delicate Küche und Wein, so viel sie wollten, hatten.“

Unter der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV. wurde der kleine Chatelet immer, wie auch vorher, als Filialgefängniß des großen Chatelet benutzt. Als das Detentionshaus, genannt la Tournelle (das Thürmchen), zerstört wurde, übergab man die Gefangenen der Jurisdiction des kleinen Chatelet. Unter der Regierung Ludwigs XVI. von neuem gänzlich geräumt, wurden

davon die Zimmer, welche auf den Fluß hinausgehen, für Wechselschuldner bestimmt; da aber bei'm Parlament zahlreiche Klagen über die Unreinlichkeit und Ungesundheit dieses Gefängnißhauses einliefen, dessen Luft durch die schädlichen Ausdünstungen des nahen Hotel=Dieu verpestet wurde, so nahm man die Detenirten heraus und vertheilte sie in verschiedene andere Gefängnißhäuser von Paris.

Der kleine Chatelet wurde in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts (1780) niedergerissen.

Der große Chatelet hatte die Form eines regelmäßigen Vierecks. Nach der Flußseite zu ward es durch eine vierzig Fuß hohe Mauer, die in gewissen Zwischenräumen durch Thürmchen unterbrochen war, gedeckt, und zwischen den Zinnen der schwarzen und rissigen Mauer, welche Ranken von Schlinggewächsen, Winden und Mauerkraut zierten, guckten die eisernen oder bronzenen Feuerschlünde der Kriegsmaschinen hervor. Ein durch Kanonen und Fallgitter vertheidigtes breites Thor diente zur Communication mit der Stadt, zunächst mit der rue Saint-Denis und durch diese mit den anliegenden Straßen und Quartieren. Von der Dyonisiusstraße aus hatte der Anblick des großen Chatelet etwas Düsteres und Furchterweckendes; die Mauer, noch zehn Fuß höher als die nach der Flußseite zu, war in ungleichen Zwischenräumen von engen Luken durchbrochen, die mit Eisenstangen und Gittern geschlossen waren. Diese feste und breite Mauer krönte in ihrer ganzen Länge eine Art schmaler Terrasse, auf welcher Wachthäuschen für die Schildwachen standen,

welche Tag und Nacht die strengste Aufsicht über die Gefangenen führten.

Als Philipp August durch die Ringmauer von Paris den großen Chatelet mit eingeschlossen hatte, war diese Veste zur Vertheidigung der Stadt von keinem Nutzen mehr und man verlegte nun in dessen Räume den Sitz der Jurisdictionen des Oberrichters und Amtmanns von Paris.

Die zur Ausübung der Justiz bestimmten Säle waren in dem nach Abend zu gelegenen Theile des Schlosses; die Zimmer des östlichen Theils waren dagegen für Wachtcorps, die Gerichtsdiener, Notare, Boten, alles Personen, welche zu dem Gerichte in unmittelbarer Beziehung standen, bestimmt. Die Gefängnisse nahmen die untere Etage, die auf die Dyonisiusstraße hinausging, ein und die Kerker befanden sich unter diesen Gefängnissen in den Kellerräumen. Die Souterrains, welche die Wellen der Seine benetzten, wurden gelegentlich zu Magazinen für Waffen und Mundvorräthe benutzt. Außer dem oben erwähnten Thore hatte die Veste an ihrer Hauptfronte noch drei große Eingangspforten, welche sowohl für Fuhrwerk als auch für Fußgänger bestimmt waren; die erste führte von der Gerberstraße her mittelst einer schmalen und steilen Treppe in die Gerichtssäle; durch die zweite, die an die Pförtnerwohnung grenzte, gelangte man in einen dunkeln, engen Hof, in welchem die weniger gravirten Gefangenen zuweilen frische Luft schöpfen durften; und die dritte Pforte führte in die Zimmer der Gerichtsdiener und Unterbeamten der Justizbehörde. Ein schmutziger, häßlicher Verschlag, der sich unter dem Ge-

wölbe des Hauptthores befand, bot einen für jeden Menschen widerlichen und betrübenden Anblick dar. In diesem Loche, in welches nur durch die Hälfte eines kleinen Fensters Tageslicht dringen konnte, wurden die Ertrunkenen und die in den Straßen von Paris Ermordeten zur Schau ausgelegt. Ein altes blutiges Gitter und eine Eisenbarre trennte den Zuschauer von diesem fast immer in Fäulniß übergegangenen Haufen todter Menschen.

Zur Gerichtsbarkeit des großen Chatelet gehörte auch der Scharfrichter. In dem südlichen Theile des alten Gebäudes sah man ein kleines gewölbtes und düsteres Gemach, welches den Beinamen „Höllenloch“ bekommen hatte. In dieses begab sich an dem Tage einer Hinrichtung der Henker, um von dem Criminalrichter die nöthigen Befehle zur Ausführung eines Urtels zu empfangen.

Während der Bürgerkriege war der große Chatelet häufig der Schauplatz lebhafter und blutiger Scenen. Zur Zeit des Processes der Tempelritter war die Veste für einige Zeit der Aufenthaltsort einer großen Menge von Soldaten, welche Philipp der Schöne nach Paris hatte kommen lassen. Während der Kriegsunruhen unter der Regierung Karls VI. diente sie abwechselnd der Partei des Herzogs von Burgund und der des Grafen von Armagnac als Citadelle und Gefängniß. Als die erbitterten Kämpfe der Ligue ausgebrochen waren, war der große Chatelet, so zu sagen, ein fortwährendes Schaffot, auf welchem die unschuldigsten Menschen, die besten Bürger, die unbestechlichsten Beamten wegen ihrer Liebe zur Ordnung und ihrer Hingebung für das Vaterland durch

die Ränke des römischen und des spanischen Hofes ihr Leben einbüßen mußten. Nachstehende Thatsache verdient eine Stelle hier zu finden.

Am 2. September des Jahres 1308 ließ der damalige Oberrichter von Paris, Peter Jumel, einen jungen Mann, Namens Peter Barbier, aus Rouen gebürtig, hängen. Dieser junge Mann war überführt worden auf der Landstraße einen Menschen angefallen und beraubt zu haben. Nun ergab es sich, daß der Verurtheilte ein pariser Student war. Da eins der Privilegien der Universität darin bestand, daß alle ihre Mitglieder von der weltlichen Justiz ausgeschlossen waren, so ließ der Rector, empört über diesen Eingriff in seine Rechte, alle Classen schließen und da er diese Beeinträchtigung der geistlichen Gerechtsame dem Bischof von Paris angezeigt hatte, so erließ die geistliche Oberbehörde der Hauptstadt am 7. September an alle Pfarrer die Verordnung sich des andern Morgens, dem Tage der Geburt Maria's, in der Bartholomäuskirche einzustellen, um sich von da in Procession mit Banner, Kreuz und Weihwasser in den großen Chatelet und von diesem in die angrenzende Wohnung des Oberrichters zu begeben, gegen welche ein jeder einen Stein werfen und ausrufen sollte: „Hebe dich weg, verfluchter Satanas, gieb deiner heiligen Mutter, der Kirche *), Genugthuung, die du entehrt und in ihren Vorrechten beeinträchtigt hast. Sonst möge über dich dasselbe Loos wie über Dathan und Abiron kommen, welche die Erde lebendig verschlang."

*) Da hat die geistliche Oberbehörde einmal ein wahres Wort gesprochen. — Anm. d. Uebers.

Eilf bis zwölftausend Schüler der Universität folgten der Procession und gaben laut die Absicht zu erkennen den Chatelet, ungeachtet der beträchtlichen Verstärkung von Bogenschützen, welche der Oberrichter zu seiner Hilfe herbeigerufen hatte, anzugreifen. Die Weisheit des Monarchen setzte dieser beunruhigenden und betrübenden Manifestation ein Ziel. Ein Herold kam mit verhängtem Zügel vom Louvre her gesprengt und verkündigte den auf dem Schloßplatze versammelten Studenten, daß der König ihre Klagen erwägen und der Universität ihr Recht angedeihen lassen werde.

Der König hielt Wort; der Oberrichter von Paris wurde seines Amtes entsetzt und der Monarch wies außerdem auf den Staatsschatz eine jährliche Rente von vierzig Livres an, zur Gründung von zwei Kaplanstellen, deren Wahl zur Sühne für erlittene Beleidigung der Universität vorbehalten bleiben sollten.

Nun war aller Groll vergessen, und die Universität fuhr fort mit dem Oberrichter und dem Chatelet in gutem Einverständniß zu leben.

Ludwig XIV. ließ im Jahre 1684 den großen Chatelet abbrechen und an dessen Stelle neue Gebäude aufführen. Im Jahre 1804 wurden auch diese weggerissen, und aus dem Schloßraum wurde der schöne Platz gemacht, auf welchem sich jetzt zum Ruhme der großen Armee die Siegessäule Napoleons erhebt.

Das Schloß Roussillon.

Dieses Schloß, das eine Stunde von Perpignan unfern der sardinischen Grenze liegt, wurde auf den Grund des römischen Castells Ruscino gebaut. Schon unter der Herrschaft der Römer war es zu einer Stadt emporgewachsen, die ihren Namen dem ganzen umliegenden Lande, dessen Mittelpunkt sie war, verlieh und das jetzt das Departement der Ostpyrenäen, die Districte Vallespir, Conflans und Cerdagne in sich begreift.

Bei Nachgrabungen findet man noch immer römische Münzen und Fundationen von Gebäuden, die bedeutend gewesen zu sein scheinen; im Jahre 1768 grub man hier eine Menge Säulen, Capitäler, Karniese und marmorne Sockel aus dem Schooße der Erde hervor. Die architectonischen Reste alter Zeiten in dieser Stadt bestehen nur noch in einem durch sein hohes Alter merkwürdigen Thurm, in Bruchstücken öffentlicher Bäder und einigen Spuren fester Wälle; der Thurm ist rund und hat eine prachtvolle Lage, schon von weiter Ferne erblickt man seine durch das Alter geschwärzten, bemoosten Mauern. Einige Strohhütten, ungefähr sechs oder sieben Häuser

unfern des Thurmes und eine alte Kapelle, die jetzt als Kaufgewölbe dient, — das ist Alles, was von der ehemaligen römischen Colonie übrig geblieben ist, und noch dazu sind diese verfallenden Wohnungen aus den Ueberbleibseln einer auf den Ruinen von Ruscino gegründeten Burg gebaut. Trümmer auf Trümmer, Ruinen auf Ruinen, das ist die Bewegung der Zeit, das ist das Schreiten der Jahrhunderte.

Das Schloß Harcourt.

Die Verheerungen der Zeit und der Revolutionen haben das Aussehen dieser alten Burg, die unfern der Stadt Lillebonne liegt, und deren Gründung den Normannen, die von der schönen Lage dieser alten Stadt der Normandie angelockt wurden, zuzuschreiben ist, — gar sehr verändert. Der Baustyl jeder Epoche ist deutlich daran zu sehen, wodurch die ursprüngliche Architectur fast ganz unkenntlich geworden ist.

Wenn man durch ein kleines Pförtchen die Ringmauer passirt hat, gelangt man in einen ungeheuren Hof, in welchem ein grüner Flechtenteppich einen Haufen Ruinen halb bedeckt, der ihnen einen feierlichen, bedeutsamen Ausdruck verleiht. Links von der Eingangspforte erhebt sich der Wilhelmsthurm, auch Thurm von Lillebonne genannt. Er ist vom zerrütteten Hauptgebäude durch eine Zugbrücke getrennt, die über einen drei und dreißig Fuß breiten und sehr tiefen Wallgraben geworfen ist. Der Durchmesser dieses Thurmes beträgt zwei und funfzig Fuß und ist zwischen dem Gemäuer und dem leeren Raum gleich getheilt; die Mauern haben nämlich eine

Stärke von dreizehn Fuß. Die spitzbogigen Fenster und die Gewölbekanten, mit herabhangenden eleganten Zierrathen überladen, legen schon Zeugniß ab von jenem Zeitalter der Vervollkommnung, oder wenn man lieber will, der sinnreichen Nachahmung, mit welcher die Originalität romantischer Auffassungen der vermittelnden Architectur anfing den Einfluß eines classischeren Baustyls anzuerkennen und zu erleiden. Auf die Spitze des Thurmes gelangt man mit einiger Mühe durch Schutt, den die Zeit täglich mehr anhäuft; aber von diesem hohen Punkt aus genießt man eine der entzückendsten Fernsichten der ganzen Normandie. Dieses Schloß ist ein wahrer Schatz alter, interessanter Erinnerungen, denn die Geschichte desselben ist mit der Wilhelms des Eroberers eng verbunden. Von hier aus leitete er alle die Vorbereitungen, um England zu erobern.

Nach dem Tode Eduards des Keuschen stritten sich zwei Bewerber um dessen Thron. Diese waren Wilhelm der Bastard, Herzog der Normandie, und Harold, der Sohn eines sächsischen Ochsenhirten, der durch die außerordentlichen Dienste, die er seinem Lande geleistet hatte, einer der angesehensten Männer des Königreichs geworden war. Wilhelm stützte seine Anrechte auf seine Verwandtschaft mit Eduard; auf eine Erbschaftsurkunde, die er, wie er sagte, von ihm erhalten hatte, von welcher er aber keinen Beweis beibringen konnte; auf den Eid der Treue, den er Harold abgepreßt hatte, und auf eine Bulle des Papstes, welcher ihm England gegen das feierliche Versprechen zuerkannte ihm und seinen Nachfol=

gern einen Tribut, der St. Peterspfennig genannt, pünktlich auszuzahlen. Harold setzte diesen Ansprüchen seine Tugenden, seine Talente, seinen Muth, seine Reichthümer, seine außergewöhnliche Popularität und das Wort des sterbenden Königs, der ihn zu seinem Nachfolger designirt hatte, entgegen. Diese Titel galten mehr als jene, namentlich in einem Lande, welches ein Wahlreich war. Auch wurde Harold einstimmig zum König von England gewählt und zu allgemeiner Genugthuung als solcher ausgerufen. Wilhelm rechnete, obgleich er soviel Lärm von seinen Rechten gemacht hatte, auch nur auf seinen guten Degen und berief sich davon auf das Urtheil der Bretagner. Er lud ganz Europa zur Plünderung Englands ein, und sechs Monate lang strömten eine Menge nach Ruhm und Glücksgütern gieriger Männer nach der Normandie. Zu gleicher Zeit predigte der Papst einen Kreuzzug gegen den excommunicirten Harold, so daß der Glaubenseifer unter die Fahnen des Bastards auch solche zog, die menschliche Rücksichten nicht zu diesem Schritt bewegen konnten. Im Monat September 1066 vereinigten sich die Flotillen Wilhelms zu Saint-Valery, um über den Kanal diese Horden von Raubgesellen zu transportiren, welche jenseits des Wassers die Sitten und den Geist ihrer nordischen Urväter wieder annahmen.

Unbestimmte Gerüchte über diese ungeheuren Rüstungen, die gefürchtete Intervention des Papstes, das Erscheinen eines Kometen, düstere Prophezeiungen, welche Eduard auf seinem Todtenbette ausgesprochen haben sollte, Alles dies verbreitete in England abergläubische Furcht und Entsetzen; aber Harold, voll Jugendkraft, Feuer,

Geist und Hoffnung, kämpfte durch sein Beispiel und seine Reden gegen diese gefährlichen Einflüsse und belebte den Muth kleinmüthiger Seelen wieder durch Vertheidigungsmaßregeln, welche mit der allgemeinen Furcht in richtigem Verhältniß standen. Seit mehreren Monaten schon campirte er mit seiner Armee an der Südküste Englands und erwartete die Normannen, als er erfuhr, daß die Norweger plötzlich an der Nordküste, in Northumberland, erschienen seien. Ebenso schnell in dem Entwerfen von Plänen, als in der Ausführung derselben, marschirte Harold spornstreichs auf die Norweger los, um sie aus dem Lande zu jagen und dann rasch zum Empfang der Normannen zurückzukehren. Aber während er unter den Mauern York's einen vollständigen Sieg erfocht und dem norwegischen König die sechs Fuß Land, die er ihm vor Beginn der Schlacht stolz versprochen hatte, redlich gab, war das normännische Banner mit den drei Löwen an den Gestaden Englands aufgepflanzt worden.

Mit demselben Ungestüm, der ihn zu den Norwegern geführt hatte, wendete er sich jetzt zu den Normannen, ohne seinen Soldaten die nöthige Zeit zur Ruhe zu lassen und ohne die neuen Mannschaften zu erwarten, welche ihm von allen Seiten Englands zuströmten. Der feurige Sachse, durch die Erzählungen von den durch die Eindringlinge begangenen Verwüstungen noch mehr angereizt, stürzte sich den Feinden entgegen, um sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Diese Schnelligkeit wurde unheilbringend für ihn; denn die Truppen, welche er in dieser Eile nur sammeln konnte, waren bei weitem weniger zahlreich, als die feindlichen, während daß einige Tage

Aufschub ihm die numerische Uebermacht würde gesichert haben. Er hoffte durch seine wahrhaft bewundernswerthe Blitzesschnelle unversehens über die Normannen herzufallen, wie er es eben mit den Norwegern gethan hatte. Aber der behutsame Wilhelm war auf seiner Hut; denn kaum hatte er seine Truppen ausgeschifft, als er sich mit ihnen hinter ein festes Lager verschanzte, und sie gingen nur unter dem Schutz von Cavalleriedetachements, welche das Land ausforschten, auf Plünderung aus. Auf diese Weise in seiner Hoffnung die Normannen überraschen zu können getäuscht, ließ Harold seine Truppen einige Meilen von dem Feinde entfernt Halt machen und Verschanzungen bauen, hinter welchen er seine verschiedenen Armeecorps erwarten zu wollen schien; aber Wilhelm ließ ihm keine Zeit hierzu. Obgleich nun der Herzog der Normandie seine Lage, die ihm gebot den Angriff zu beschleunigen, sehr wohl begriff, so wollte er doch auch nicht den Einfluß moralischer Mittel, welche die Religion ihm gewährte, vernachlässigen. Er entsendete einen Herold, der den sächsischen König aufforderte den dem Herzog auf die heiligen Reliquien geleisteten Eid zu halten und der im Namen des Papstes den Zorn des Himmels auf den Eidbrüchigen und seine Anhänger herabrief. Der Kirchenbann beunruhigte das Gewissen der englischen Kriegshauptleute; als aber einer von ihnen daran erinnerte, daß ihre Güter schon im Voraus von dem Herzog unter die Normannen vertheilt worden seien, da stärkten sie sich wieder in ihrem früheren Entschlusse und schwuren auf Leben und Tod zu kämpfen. Indessen, immer noch einer abergläubischen Unruhe Gehör gebend, bemüh-

ten sie sich ihren König zu bereden keinen Theil an der Schlacht zu nehmen: „Harold,“ sagten sie zu ihm, „du kannst nicht läugnen, daß du, gezwungen oder freiwillig, dem Herzog der Normandie auf den Körper der Heiligen den Eid der Treue geleistet hast; warum willst du dich als Eidbrüchiger den Gefahren des Kampfes preisgeben? Für uns, die wir nichts beschworen haben, ist der Krieg eine traurige Nothwendigkeit, denn wir vertheidigen unser Vaterland. Laß uns daher allein die Schlacht liefern, unterstütze uns nur, wenn wir wanken sollten, und wenn wir sterben, räche uns.“ Allein der König erwiederte, daß seine Pflicht es erheische zu kämpfen. Auch verwarf er die Rathschläge seiner alten Hauptleute sich nach London zurückzuziehen und alles Land ringsum zu verwüsten, damit der Feind keine Subsistenzmittel finde. „Ich,“ antwortete er, „sollte das Land verwüsten, daß sich meiner Obhut anvertraut hat! Bei meiner Treu', das wäre Verrath; lieber will ich mit den wenigen Truppen, die ich habe, das Loos der Schlachten wählen und mit Gott für mein gutes Recht kämpfen.“

Während der Nacht vor der Schlacht fielen in beiden Lagern mehrere ähnliche charakteristische Auftritte vor. Die Normannen, deren ursprünglicher Typus schon durch die Civilisation etwas verwischt war, fingen, nachdem sie ihre Waffen in Bereitschaft gelegt hatten, laut zu beten an, beichteten den Mönchen, die mit herübergekommen waren, empfingen das Abendmahl und widmeten sich religiösen Uebungen. Die Sachsen dagegen, in denen bei'm Nahen des Kampfes der alte Geist ihrer teutonischen Natur wieder erwacht war, zündeten große Holz-

stöße an, um deren Flammen sie sich setzten, indem sie ihre alten Kriegslieder erschallen ließen und große Hörner voll Gerstensaft und Meth dabei leerten.

Als der Tag anbrach, führte Wilhelm, der die Reiterei befehligte, seine Armee, nachdem sie die Messe gehört und vom Bischof von Bayeux den Segen empfangen hatte, zum Angriff auf das Lager der Sachsen. An seinem Halse hingen die heiligen Gebeine, auf welche Harold den Eid der Treue geleistet hatte; an einem Finger trug er ein Haar des heiligen Petrus, das unter einem Diamanten in einen Ring gefaßt war, und vor ihm flatterte die ihm vom Papst geschenkte und geweihte Fahne. Die Normannen rückten vor, indem sie die Romanze vom großen Roland sangen und dazwischen immer den Kriegsruf der Kreuzritter wiederholten: Gott helfe! Gott helfe!

Die Sachsen erwarteten den Feind hinter ihren Verschanzungen. Drei Mal griffen die Normannen mit Wuth an, und drei Mal zwangen die Sachsen mit ihren furchtbaren Streitärten, welche Lanzen und Schwerter zerbrachen und Rüstungen zersplitterten, den Feind zum Rückzug. Jetzt befahl Wilhelm, um die Engländer in's freie Feld zu locken, einem bedeutenden Cavalleriecorps vorzurücken und dann sogleich in Unordnung zu fliehen. Diese List gelang, denn, fortgerissen von ihrem Ungestüm und schon den Sieg errungen wähnend, stürzten sich die Krieger Harold's hinter ihren Pallisaden hervor; aber die Normannen kehrten schnell um, und da die Aenderung der Position ihren Waffen das Uebergewicht gab, so durchbrachen sie die Reihen der Sachsen und kamen mit ihnen zugleich in ihre Verschanzungen hinein. Nun ent-

stand der erbittertste Kampf; Harold und seine Brüder wurden an der Seite ihrer Fahne getödtet, welche die Normannen sogleich durch das päpstliche Banner ersetzten, und die Sachsen kämpften nicht mehr, um zu siegen, sondern um zu sterben. Sie setzten der Uebermacht bis zu hereinbrechender Dunkelheit verzweifelten Widerstand entgegen.

Diese einzige Schlacht gewann den Normannen England. Die Sachsen bewahrten zwar lange noch ihren Muth und Patriotismus, aber sie hatten kein leitendes Haupt mehr, um das sie sich schaaren konnten. Wilhelm stieß nur noch auf theilweisen Widerstand und hatte nur noch mit einzelnen Parteigängern zu kämpfen. Diese Eroberung, so gehässig auch die Umstände, durch welche sie geschah, gewesen waren, war ein glückliches Ereigniß für die allgemeine Civilisation Europa's; denn die Normannen hatten schon größere Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten gemacht, als die Sachsen; sie fielen nur dann in ihre alte Barbarei und Rohheit zurück, wenn es an's Plündern ging. Sobald sie nichts mehr zu nehmen und für das Geraubte nichts mehr zu fürchten hatten, dann kehrten sie zu besseren und feineren Sitten zurück.

Den Tag nach der Schlacht erkauften zwei sächsische Priester für zehn Mark Gold vom Herzog Wilhelm das Recht ihren König beerdigen zu dürfen. Da sie ihn unter den vielen Leichen, welche die Normannen bereits entkleidet hatten, nicht erkennen konnten, so nahmen sie ein Weib, das Harold geliebt hatte, zu ihrer Beihilfe, die

blonde Edith nämlich, mit dem Schwanenhalse. Sie wußte bald den Körper ihres Geliebten heraus zu finden.

Harold war nur wenige Monate König von England und der Krieg beschäftigte ihn während dieser kurzen Zeit fortwährend, so daß er nicht alle seine edlen Eigenschaften, Tugenden und Talente, welche den Sachsen die Rückkehr der glücklichen Tage ihres großen Königs Alfred verhießen, entfalten konnte.

Wilhelm, den diese einzige Schlacht zum Herrn von England gemacht hatte, ließ auf dem Schlachtfelde ein Kloster, das er der heiligen Dreieinigkeit und dem heiligen Martin, dem Schutzpatron der gallischen Krieger, widmete, erbauen. Dieses Kloster wurde auf normännisch „die Abtei der Schlacht“ genannt. Mönche aus dem großen Kloster von Marmoutier bei Tours ließen sich hier nieder und beteten für das Seelenheil derer, die auf dem Schlachtfelde von Hastings ihr Leben verloren hatten.

Das Schloß Maintenon.

Man liebt das Schöne, auch wenn es alt ist. In diesem Falle beweist der Gegenstand nur, daß er nicht auf die leichte und vergängliche Weise, die unsre Zeit charakterisirt, gemacht ist. So betrachtet man mit Vergnügen ein Schloß wie das von Maintenon, das schöne gothische Thürme, starke mit Gräben umgebene Mauern und jene Unregelmäßigkeit im Baustyl, die nicht ohne Reiz ist, dem Blick des Beschauers darbietet. Alles was von diesen alten Burgen noch steht, ist ehrwürdig und erinnert lebhaft an die Kraft und Energie ihrer ehemaligen Herren. Sie, die dem nagenden Zahn der Zeit und den Zerstörungen der Revolutionen widerstanden, gleichen hochgealterten Greisen, welche Ehrfurcht gebieten. Diese wenigen alten Gebäude, die uns geblieben, sind die beredtesten Zeugen der Geschichte. Sie belehren uns mehr über die Vergangenheit, als ein Buch, weil Alles, was in's Auge fällt, einen tiefern Eindruck macht, als die schönste Phrase, und man verwünscht den Zerstörer, welcher kaltblütig ein ehrwürdiges Gebäude niederreißt, des-

sen Anblick allein schon hinreicht einen Begriff von der Geschichte und dem Charakter der Menschen in dem oder jenem fernen Jahrhundert uns zu geben.

Wenn wir Künstler hätten, die sich die Mühe nicht verdrießen ließen die Ruinen jener antiken Wohnungen, von denen nur wenige noch die Erde schmücken, sorgfältig zu studiren, wir würden nicht vor tausend kostbaren Monumenten, die uns offenbaren was man vor tausend Jahren dachte und that, gleichgültig vorübergehen. Die des Mittelalters würden ohne sie für uns gar nicht existirt haben. Im vergangenen Jahrhundert beschäftigte man sich nur mit ihnen, um sie lächerlich zu machen. Da war Alles griechisch und Alles römisch. Worin? In den Worten.

Die Zeit, wann das Hauptgebäude, der älteste Theil des Schlosses von Maintenon, das nach und nach durch mehrere Bauten vergrößert wurde, aufgeführt worden ist, findet man in den Archiven dieser alten Burg nicht aufgezeichnet. Die verschiedenartigen Baustyle zeigen sie jedoch hinreichend an. Ungeachtet der mancherlei Aenderungen, die das Schloß im Laufe der Zeiten erlitt, hat es seinen ursprünglichen Charakter nicht ganz eingebüßt. Man sieht es deutlich, daß die Form des Hauptgebäudes anfangs viereckig war, gleich allen in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters gebauten und auf Vertheidigung berechneten festen Burgen. Wenn man sich dem Schlosse Maintenon naht, bemerkt man eine Umgürtung von Wallgräben, welche dem Feinde den Zutritt verwehrten.

In den vier Ecken, von vier starken und mit Zinnen versehenen Thürmen beschützt, war es außerdem von einer hohen und starken Mauer umgeben, die sich von einem Thurm zum andern hinzog und später abgebrochen wurde, um die Wohnung freier und angenehmer zu machen.

Der ganze linke Flügel im ersten Hofe ist ein Werk Ludwigs XIV. Man kann noch die Gemächer der Frau Maintenon sehen, die sich auf der Ostseite dem Eingang in den zweiten Hof gerade gegenüber befinden.

Das Gut Maintenon wurde im Jahre 1594 zu einer Baronie und 1614 zu einem Marquisat erhoben. Ludwig verband im Jahre 1688 noch die Pairschaft damit.

Zur Zeit, als Frau von Maintenon ihre Nichte, das Fräulein von Aubigné, an den Herzog von Agen, den Sohn des Marschalls von Noailles, verheirathete, gab die geheime Gemahlin Ludwigs XIV. ihrer Verwandtin dieses durch ihre Sorgfalt verschönerte Gut, das ihr seit dem Jahre 1674 gehörte, zur Mitgift. Seit dieser Zeit ist es nie wieder aus den Händen der Familie von Noailles gekommen. Sie vermehrte noch diese Herrschaft durch die Vereinigung der Grafschaft Nogent und des Herzogthums Epernon mit derselben, ohne noch mehrerer anderer kleiner Besitzungen in der Umgegend zu gedenken.

Ein Schloß, welches eine so allbekannte Person, wie Frau von Maintenon war, besaß, ist ohne Widerrede ein berühmtes Schloß, und es ist sicherlich nicht uninteressant das Haus zu besuchen, welches die Gemahlin Ludwigs XIV. bewohnt hat.

Hier sieht man die Gemächer des Königs, sein Schlafzimmer, sein Arbeitscabinet; dort wird man euch den Ort zeigen, wo Racine über seine Esther und Athalia nachsann, die Gartenallee, welche der Dichter vor Allem liebte und wo er so schöne Verse schrieb.

Nachstehende wenige Zeilen werden vielleicht Aufschluß über den Charakter der Frau von Maintenon geben. Ihr Lebenslauf, wie Bossuet sagt, faßt alle Gegensätze, die menschliche Schicksale nur gewähren können, in sich.

Franziska von Aubigné, Marquise von Maintenon, Enkelin von Theodor Agrippa d'Aubigné, dem Freunde Heinrichs IV. und eifrigen Anhänger der Reformation, wurde im Jahre 1635 im Gefängnisse von Niort geboren, wo ihre Eltern, weil sie Protestanten waren, gefangen saßen. Sie wurde frühzeitig eine Waise. Nachdem Frau von Maintenon abwechselnd Katholikin und Protestantin gewesen war, huldigte sie schließlich entschieden dem Katholicismus und zeichnete sich durch große Frömmigkeit aus. Sie lebte in einem nahezu armseligen Zustande, bis zu der Zeit, wo der Dichter Scarron, von ihrer hilflosen Lage gerührt, sie, obgleich er alt und gebrechlich war, heirathete, einzig und allein, um sie gegen Mangel und Elend zu schützen. Sein Haus wurde von dieser Zeit an das Stelldichein aller geistvollen Menschen von Paris. Im Jahre 1660 starb ihr Ehemann und Beschützer und nun gerieth sie wieder in eine kümmerliche Lage, bis sie, als Wittwe Scarron's, vom Staate eine Pension von zweitausend Francs erhielt. Im Jahre 1669 von Ludwig XIV. beauftragt die in Folge seines Umgangs mit Frau von Montespan gezeugten Kinder in's Geheim

zu erziehen, entledigte sie sich dieses Auftrags mit so viel Sorgfalt, daß ihr Ansehen von Tage zu Tage bei dem König zunahm. Sie fesselte ihn namentlich durch die Anmuth und Gründlichkeit ihrer Unterhaltung, so daß er endlich Frau von Montespan ganz vergaß. Im Jahre 1674 schenkte ihr der König die Besitzung Maintenon, welche er, wie wir schon bemerkt haben, zu einem Marquisat erhob.

Nach dem Tode der Königin verband sich Ludwig XIV., wie versichert wird, in geheimer Ehe mit ihr und zwar im Jahre 1684. Frau von Maintenon gründete 1685 in Saint-Cyr ein Erziehungsinstitut für unbemittelte junge Mädchen aus edlen Familien. Auf ihren Wunsch dichtete Racine zur Inauguration dieser Anstalt Esther und Athalia. Nach dem Tode Ludwigs XIV. im Jahre 1715 zog sich Frau von Maintenon nach Saint-Cyr zurück, wo sie bis zu ihrem Tode blieb und hier ihre letzten Lebensjahre in der Ausübung der strengsten Religiosität zubrachte.

Frau von Maintenon hatte eine Zeit lang großen Antheil an den Staatsgeschäften.

Man wirft ihr vor schlechte Rathgeber der Krone in die Regierung eingeführt zu haben, zum Beispiel Männer wie Chamillard und Villeroi, ferner die Bigotterie an den Hof gebracht, namentlich aber zum Widerruf des Edicts von Nantes beigetragen zu haben.

Im Uebrigen war sie, was man im gewöhnlichen Leben einen Blaustrumpf nennt, nämlich eine gelehrte Dame. Wir haben von ihr eine Sammlung Briefe.

Nachstehend wollen wir noch einige charakteristische Züge von ihr mittheilen.

Ein Schriftsteller drückt sich folgendermaßen über sie aus:

So viel steht fest, daß sie sich mit Bossuet und Montausier nur deshalb so eng verband, um den König von Derjenigen, deren Platz sie bereits eingenommen hatte, vollends ganz zu trennen. „Es kommt eine Zeit, sagte sie zu diesem, wo lange Reue auf kurze Freuden folgt; betrachtet die Karmeliter und sehet wie sie für begangene Sünden sich kasteien!“ Diese kühne Sprache mißfiel Ludwig XIV. nicht; er suchte im Gegentheil die Gelegenheit sie zu hören. Frau von Maintenon glaubte die himmlische Mission zu haben „für das Seelenheil des Königs arbeiten zu müssen;“ dies sind ihre eigenen Worte. Unglücklicherweise blieb der dem Menschen angeborne Hochmuth ihrem Wirken nicht fremd; aber der ganze Hof erkannte an gewissen untrüglichen Zeichen die Fortschritte, die sie in der Gunst des Königs machte. Frau von Montespan war zurückgekehrt, die Zänkereien und Eifersüchteleien hatten wieder begonnen; aber Frau von Maintenon scheute sich jetzt nicht mehr sich auf die Gnade des Königs zu berufen. Kabalen, die zu unwürdig sind in den Tafeln der Geschichte zu stehen, wurden mehrere Jahre lang von beiden Seiten gespielt. Ein Wort der Frau von Montespan wird den damaligen Zustand des Hofes erklären.

In Verbindung mit Louvois, Marsillac und Frau von Richelieu hatte dieses hochmüthige Weib, ganz ver-

gessend, was sie selbst war, die Frau von Maintenon bei der Königin angeklagt, daß sie darnach strebe die Maitresse des Königs zu werden. „So gäbe es also drei?“ sagte einst die Maintenon. „Ja,“ antwortete Frau von Montespan, „ich dem Namen nach, dieses Mädchen (Fräulein von Fontanges) der That nach, und Ihr dem Gefühl nach.“

Die Königin gestand, daß sie niemals so gut behandelt worden wäre, als seitdem Frau von Maintenon die *Freundin* des Königs sei. Auch starb sie in den Armen dieser Freundin, am 30. Juli 1683. Nun trat eine noch nicht hinreichend aufgeklärte Periode ein, während welcher Frau von Maintenon das letzte Hinderniß beseitigte, das sich ihrer Erhebung entgegengesetzt hatte. Ludwig XIV. hatte ihr seine Neigung erklärt: „Wenn man fünf und vierzig Jahre alt ist, schrieb sie, dann ist die Zeit um zu gefallen vorbei; aber Tugend kennt kein Alter... Nur Gott allein sieht die Wahrheit unenthüllt... Er giebt mir die schönsten Hoffnungen... Ich weise ihn immer betrübt, nie aber ganz hoffnungslos zurück“ (nämlich den König). Durch diesen mystischen Styl bemerkt man recht wohl die listige Handlungsweise einer frömmelnden und ehrgeizigen Coterie, die ihr Ziel fest vor Augen hatte und es auch erreichte.

Kurz, Frau von Maintenon vereinigte in ihrer Person die Montespan und Maria Theresia. Mit Bestimmtheit ist der Tag, an welchem sich der Enkel Heinrichs IV. im Geheimen mit der Wittwe Scarron's vermählte, nicht anzugeben; die Geschichtschreiber sind selbst über das Jahr

nicht einig, doch wird 1685 von den meisten als dasjenige angenommen, wo die Verbindung geschlossen wurde. Diese Ehe gehört zu denjenigen Thatsachen, an denen man nicht zweifeln darf, von welchen man aber gleichwohl keine Beweise beibringen kann.

Als Frau von Maintenon nun die Gemahlin Ludwigs XIV. geworden war, so wurde sie auch die Mitwisserin aller Staatsgeheimnisse; ihre Stimme war bei den Geheimrathssitzungen von großem Einfluß. Der König arbeitete mit seinen Ministern in ihren Appartements und fragte sie um ihre Meinung mit den Worten: „Was sagt Eure Solidität hierzu?" Oder, er sagte auch zu dem Minister, mit welchem er über die obschwebende Frage nicht im Einverständniß war: „Fragt die Vernunft um Rath." Die Solidität, die Vernunft hatte oft unrecht, die Geschichte beweist es: beklagenswerthe Erinnerungen knüpfen sich an die Verbindung einer Frau mit der Macht eines alternden Königs. Das Ministerium Chamillard und überhaupt die Besetzung aller Staatsämter mit mittelmäßigen Geistern, ferner der Widerruf des Edicts von Nantes, — das sind die Hauptanklagen, welche man gegen die Maitresse vorbringen kann, niemals aber siegreich widerlegen wird. Um hinsichtlich der Frau von Maintenon nicht zu streng zu sein, müssen wir bemerken, daß sie Ludwig dem Vierzehnten und Frankreich nicht mehr Schaden zufügte, als die Jesuiten allein schon gethan haben würden; aber sie beging den Fehler den Monarchen gänzlich diesem unheilbringenden geistlichen Orden in die Hände zu liefern. „Sie wagte nicht einmal," sagt Voltaire, „den Kardinal von Noailles gegen

den Pater Letellier zu unterstützen.“ Die Gründung der Erziehungsanstalt von Saint-Cyr ist die einzige öffentliche Handlung ihres Lebens, die ihrem Gedächtniß Ehre bringt. „Nichts liebe ich mehr,“ sagte sie, „als meine Kinder zu Saint-Cyr; dort ist mir Alles theuer, selbst die Luft, die ich athme. Ich biete ihnen meine Dienste und die aller meiner Leute an, und gern wollte ich ihre Dienerin sein, wenn meine Sorgen sie aller zukünftigen entheben könnten.“

Bekannt ist das tiefe Mißbehagen und die innere Uebersättigung, die Frau von Maintenon empfand, als sie den Gipfel menschlicher Größe erreicht hatte; sie selbst erinnert durch manche Worte in mehreren ihrer Briefe lebhaft daran: „Ich halte es nicht mehr aus; ich möchte todt sein,“ schrieb sie an ihren Bruder, der ihr antwortete: „Du möchtest wohl nun Gott den Vater heirathen?“ Ferner schrieb sie ihm: „Welche Pein, einen Mann unterhalten zu müssen, der nicht mehr zu unterhalten ist!“

Auf seinem Sterbebette sagte der König folgende Abschiedsworte zu ihr: „Ich beklage nur euch; ich habe euch nicht glücklich gemacht, aber alle Gefühle der Achtung und Freundschaft, die ihr in so hohem Grade verdient, habe ich stets für euch empfunden. Der einzige Gegenstand, der mich noch an diese Erde fesseln könnte, seid ihr; aber ich hoffe euch bald in jenem Leben wieder zu sehen.“

Frau von Maintenon überlebte Ludwig XIV. ziemlich vier Jahre. Als sie sich nach Saint-Cyr zurück-

gezogen hatte, verkaufte sie ihre Pferde und Equipagen, entließ ihre Dienerschaft, und behielt nur zwei Kammerfrauen zu ihrer Bedienung. Der Regent ließ ihr die Pension von acht und vierzig tausend Livres, die ihr der verstorbene Konig auf die Staatscasse angewiesen hatte, pünktlich auszahlen, eine Geldsumme, welche sie größtentheils zur Unterstützung der Armen verwendete. Die Besuche der Mutter des Regenten und der Königin von England, sowie auch Peters des Großen, werfen ein ehrenvolles Licht auf ihren Wittwenstand.

Die Briefe, welche Frau von Maintenon hinterlassen hat, geben, wie Voltaire sagt, Zeugniß von einem offenen, redlichen Charakter, der unmöglich erheuchelt sein kann. Diese Sammlung von Briefen ist reicher an Betrachtungen als Thatsachen, an Gedanken als Anekdoten, aber gleichwohl ein historisches Denkmal von unbestreitbarem Werthe. In einigen anderen Schriften hat Frau von Maintenon das bewegende Princip ihrer ganzen Handlungsweise offen dargelegt. „Es giebt nichts," sagt sie, „dessen ich nicht fähig gewesen wäre zu thun, um mir den Namen einer charakterstarken Frau zu erwerben." Dann fügt sie hinzu: „Ich wollte nicht von Einem, wer er auch sein mochte, geliebt sein, sondern von Jedermann; mein Idol war: meinen Namen mit Bewunderung und Hochachtung aussprechen zu hören, eine bedeutende Rolle zu spielen und von allen rechtschaffenen Leuten gelobt zu werden. Nun werde ich vielleicht durch das Uebermaß von Gunstbezeugung bestraft, wie wenn Gott in seinem Zorn zu mir sagen wollte: Du strebtest nach Ruhm und

Huldigung; nun wohl, du sollst beides bis zur Uebersättigung haben."

Diese sinnreiche und schlagende Beurtheilung ihrer selbst ergänzt zu gleicher Zeit ihre Biographie wie ihr Charakterbild.

Das Schloß von Couches.

Die Entstehung des Dorfes Couches (im Departement der Saone und Loire) wird von alten Geschichtschreibern in die ersten Jahre der christlichen Zeitrechnung zurück verlegt; es liegt auf derselben Stelle, wo im Jahre 21 nach Christi Geburt Silius den Sacrovir vernichtete, und wurde kurze Zeit nach dieser Begebenheit gegründet. Zugleich mit den Strohhütten der Landbauern entstand auch das Schloß, welches sie beschützen sollte; denn diese alten Burgen, welche von so vielen Historikern als Denkmäler des Despotismus und der Tyrannei dargestellt werden, hatten wenigstens das Gute, daß sie den um ihre Mauern herum gruppirten Wohnungen der Armen Schutz verliehen. Aus diesem Bedürfniß nach Unterstützung und Schutz ist das Feudalsystem entstanden, das in unsern Tagen so sehr verschrieen ist und damals doch eine unbedingte Nothwendigkeit war. Es war so, also sollte es so sein; dies ist die vernünftigste aller Doctrinen über vollendete Thatsachen *).

*) Wir unterschreiben diesen Lehrsatz nicht! Anm. d. Uebers.

Was man auch hierüber denken möge, soviel ist gewiß, das Schloß Couches wurde eins der schönsten und berühmtesten Schlösser des ganzen Landes ringsum, und im sechsten Jahrhundert die Residenz Gunter's, Königs von Burgund, was nachstehender Bericht, den wir einem unserer fruchtbarsten Chronikisten entnehmen, beweist:

„Als eines Tags im Jahre 562 der König Gunter von Burgund, der damals auf Schloß Couches residirte, von der Jagd zurückkam, war er sehr übler Laune, denn er brachte kein Wild mit heim. An dem Rand des Waldes angekommen, bemerkte er mehrere Reiter, die, wie er, in Jagdkleidung waren. Der verdrießliche Herrscher reitet auf die Jäger zu und sieht unter ihnen einen seiner Kammerherren, Namens Chundon.

— Bei den heiligen Aposteln unseres Herrn Jesu Christi! rief der König aus, es ist gar kein Wunder, daß das Wild in einem Lande fehlt, wo es so viele Diebe giebt!

— Sire, antwortete Chundon, ich kam hierher, um mich den Herren eures Gefolges anzuschließen...

— Schweigt, unterbrach ihn der Monarch, wir wissen, wie man Diebe tractiren soll!

Nachdem der König diese Worte mit drohendem Tone gesagt hatte, ergriff er die Zügel und ritt davon. Plötzlich sprengte ein junges, liebliches Mädchen, die einen schönen Goldfuchs ritt und bis da hinter Bäumen gehalten hatte, hervor, erreicht bald den König, steigt schnell vom Pferde und wirft sich dem Fürsten zu Füßen, indem sie ausruft:

— Mitleid, Sire, verurtheilt uns nicht, ohne uns gehört zu haben!

Dieses junge Mädchen hieß Hedwig; es war die einzige Tochter Chundon's. Fern vom Hofe erzogen, war sie erst den Tag vorher nach Couches gekommen. König Gunter war überrascht von ihrer Schönheit und Anmuth und beeilte sich vom Pferde zu steigen, um sie wieder auf das ihrige zu heben, und als er dann erfuhr, daß sie die Tochter seines Kämmeriers sei, so sagte er, daß er ihm gern aus Liebe zu seinen schönen Kinde verzeihen wolle. Von der Zeit an konnte man leicht wahrnehmen, daß König Gunter sterblich verliebt in die schöne Hedwig war.

Chundon fühlte lebhaften Verdruß, als er den Fortschritt dieser Leidenschaft bemerkte, und um seine Tochter der Gefahr, welcher ihre Tugend entgegen ging, zu entziehen, ließ er sie nach Paris zu Verwandten, die er am Hofe Chilperichs I. hatte, geleiten. König Gunter gerieth in großen Zorn, als er von der heimlichen Entfernung Hedwigs benachrichtigt wurde; er gab Befehl sie schleunig zu verfolgen; zugleich ließ er den Kammerherrn in's Gefängniß werfen und ordnete die Einleitung seines Processes an wegen des Vergehens, dessen er sich schuldig gemacht als er im königlichen Walde jagte, ein Verbrechen, welches das Gesetz mit dem Tode strafte, wenn der Mann, der es beging, kein Edler war, das aber nur zu einem unbedeutenden Vergehen bei den Verhältnissen des Kammerherrn herabsank.

Chundon wurde aber doch in's Burgverließ geworfen und die Instruction seines Processes nahm ihren An-

fang. Aber schon am andern Tag wurde der Kämmerier nach kurzem Verhör und einer scheinbaren Vertheidigung zur Todesstrafe verurtheilt, und der König, befragt, auf welche Art und Weise diese Strafe an dem Unglücklichen ihre Anwendung finden sollte, befahl, daß er im Schloßhofe von Couches gesteinigt werde. Am nächsten Tage wurden beizeiten die Vorbereitungen zur Hinrichtung so, wie sie Gunter angeordnet hatte, getroffen. In der Mitte des großen Schloßhofes schlug man einen Pfahl ein und häufte, fünf bis sechs Schritt davon entfernt, eine Menge großer Kieselsteine auf. Gegen zehn Uhr erschien König Gunter auf dem Balkon, umgeben von den Herren und Damen seines Hofes. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der angebliche Verbrecher in den Hof geführt und von dreißig bewaffneten Leuten, denen der Scharfrichter voranging, escortirt. Dieser düstere Aufzug bewegte sich langsam nach dem Pfahle hin, an welchen der Verurtheilte fest gebunden wurde, dann nahm der Henker einen Stein und warf ihn nach dem armen Dulder, den er am Kopfe traf. Sogleich floß das Blut bei diesem ersten Wurf aus der Kopfwunde und überströmte das Gesicht des beklagenswerthen Kammerherrn. Die dreißig Kriegsleute, welche bei dieser Execution mitwirken sollten, hatten sich bereits mit Steinen versehen, aber in dem Augenblicke, wo ihr Führer ihnen das Zeichen zum Werfen geben wollte, ließ sich im Hofe Pferdegetrapp hören und man sah Hedwig, welche von den Leuten, die der König nachgesendet hatte, geführt wurde.

Auf ein Zeichen Gunters wurde die Execution aufgeschoben, und als das unglückliche junge Mädchen sah,

was eben geschehen sollte, warf sie sich dem König zu Füßen. Bei dem Anblick seiner vor Gunter im Staube liegenden Tochter, fühlte sich Chundon von edlem Unwillen ergriffen und mit lauter Stimme rief er aus:

— Hedwig, meine vielgeliebte Tochter, steh' auf! dein sterbender Vater befiehlt es dir! . . . Dieser Mensch ist nicht mehr unser König, ich verläugne ihn; er ist nichts als ein feiger Mörder! Und hast du es denn vergessen, daß er dir nur das Leben deines Vaters um den Preis deiner Ehre bewilligte! —

— Mein Vater, erwiederte das junge, durch seine Worte eraltirte, Mädchen, dein Wille geschehe, und möge Gott euren Mörder nach seinen Thaten richten.

Sogleich stand Gunter auf; unbeschreibliche Wuth hatte ihn ergriffen; seine Hände zuckten krampfhaft, sein Mund schäumte.

— Was, rief er aus, sobald er wieder ein Wort aussprechen konnte, habe ich denn nicht einen einzigen treuen Diener? Nun, worauf wartet man denn, um Beiden die verdiente Züchtigung zu geben? . . . Zum Tode mit der Tochter des Diebes!

Zwei Edelknappen ergriffen sogleich das unglückliche Kind, schleppten sie in den Hof hinunter und banden sie selbst an den schon von dem Blute ihres Vaters befleckten Pfahl; nun wurde die Execution wieder begonnen, und ein Hagel von Steinen fiel auf die beiden Opfer nieder. Bald fühlte Chundon, dessen Fleisch in Lappen von den Knochen herabhing, daß seine Kräfte schwanden, sein Kopf sank auf die Brust, — er ward besinnungslos. Der Körper Hedwigs bot einen noch schrecklicheren

Anblick dar; ihre von den Steinen zerfetzten Brüste fielen auf den Gürtel herab, die Augen hingen aus den Höhlen hervor und ihre zermalmten Kinnbacken gestatteten ihr nicht mehr ein Wort zu sprechen. Diese entsetzliche Scene dauerte eine ganze Stunde, worauf die beiden Leichen, auf's Furchtbarste verstümmelt und ganz und gar unkenntlich, von dem Pfahle losgebunden und auf einem in der Nähe des Schlosses befindlichen Acker begraben wurden.

König Gunter suchte durch Jagen und Feste sein Verbrechen zu vergessen; aber die Gewissensbisse, die er sich alle erdenkliche Mühe gab zu verbannen, hörten nicht auf an seinem Herzen zu nagen; er konnte nicht mehr auf Schloß Couches, wo er überall die Geister der Ermordeten sah, weilen, und irrte in seinen Staaten von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt herum."

Zwei Jahrhunderte nach dieser Begebenheit war das Schloß Couches nur noch ein Trümmerhaufen; aber, nachdem im Jahre 942 der Frieden in Europa durch Vermittlung des Papstes wieder hergestellt war, da erhob sich auch diese alte Burg wieder aus ihren Ruinen. Nichts hatte der neue Erbauer verabsäumt, um mit der Stärke die Pracht und Schönheit zu verbinden, und die Touristen, welche von Paris nach Lyon durch Burgund reisten, haben gewiß ihre schönen Ruinen bemerkt, diese edeln Reste der Feudalzeit, welche sich dem erstaunten Blicke in all' der Grandiosität ritterlicher Wohnungen zeigen.

Das Schloß St. Roche.

Als im Jahre 1188 Richard Löwenherz Heinrich dem Zweiten auf dem Thron von England gefolgt war, verbündete er sich mit Philipp August von Frankreich zur Unternehmung des dritten Kreuzzugs. Die beiden Könige schifften sich zu Genua ein. Das Unternehmen ward nicht von glücklichem Erfolge gekrönt: Philipp August verlor seine Armee, kam nach Frankreich zurück und unterstützte Johann ohne Land, in Abwesenheit Richard's die Krone von England an sich zu reißen. Er selbst eroberte die Normandie, aber Richard nahm sie ihm bei seiner Rückkehr wieder. Bei dieser Gelegenheit beschloß dieser Fürst, auf der Ostgrenze seines Herzogthums einen neuen Wall, der ihn gegen seinen Oberlehnsherrn schützen sollte, zu erbauen.

Bis zur Höhe der Insel Andely, nicht weit vom Ufer der Seine, im Departement der Eure, ziehen sich eine Reihe Hügel hin, die das Thal Gambon bilden und plötzlich in einer ungeheuren Masse nackter, steiler und

schwer zugänglicher Felsen endigen, welche Thal und Strom beherrschen, einen weiten Blick in's Land gewähren und ganz besonders dazu gemacht zu sein scheinen eine mittelalterliche Veste zu tragen. Hier beabsichtigte Richard Löwenherz den neuen Wall zu gründen.

„Wer auch das Schloß von St. Roche sehen mag," sagt ein alter Geschichtschreiber, „wird die Begeisterung seines königlichen Gründers dafür sicherlich theilen. Nie schmückte das Land Normandie, nie vielleicht Frankreich selbst so schöne Wälle, die mit soviel Stärke so große Eleganz paarten, nie waren Ringmauern mit lieblicheren Böschungen versehen, nie wurden vorstehende Mauerkränze von eigenthümlicheren und zugleich graziöseren Widerlagen gehalten und nie endlich der Blick des Kriegers durch eine reizendere Landschaft gefesselt. Bewunderswerthes Werk mittelalterlicher Kriegsbaukunst, das seines gleichen nicht hatte und niemals erreicht worden ist!"

Die Natur verband sich mit der Kunst, um aus diesem Schlosse eine wahrhaft unbezwingliche Veste zu machen; die Mauern, die von außerordentlicher Höhe waren, stützten sich auf den Felsen, von dem sie gewissermaßen nur die Fortsetzung waren; tiefe Gräben waren von Steinmetzen in den Felsen gehauen, und fast unangreifbare Festungswerke, die über der Seine hingen, verbanden die Insel Andely mit dem Schloß St. Roche, welches anfangs Schloß Gaillard genannt wurde, aber von Richard Löwenherz jenen Namen erhielt.

Mehrere Jahre verflossen, ehe die Stärke dieses Schlosses auf die Probe gestellt wurde. Richard war

gestorben und Johann ohne Land hatte ihm succedirt, als im Jahre 1203 Philipp August, sich alter Beleidigungen erinnernd, dem Grafen von Flandern, der sich mit dem Kaiser Otto und dem König von England Johann verband, den Krieg erklärte. Jeder dieser Fürsten operirte für sich. Philipp schickte seinen Sohn Ludwig gegen Johann ohne Land und die Franzosen belagerten zum ersten Male das Schloß St. Roche; aber trotzdem, daß die Belagerer über große Kräfte zu verfügen hatten, brauchten sie doch über vier Monate, um sich der Insel Andely und der Außenwerke der Veste zu bemächtigen. Sie verwandelten nun die Belagerung in Blokade, errichteten eine Umgürtung von Fortificationen um das Schloß herum, die jede Hilfe von außen unmöglich machte, Hungersnoth in dem Platz herbeiführen und die Besatzung zur Uebergabe der Veste zwingen mußte. Roger von Lafey, der Commandant derselben, beschloß nun alle Personen, die unnütz waren, aber doch die Mundvorräthe mit verzehren halfen, aus dem Schlosse zu entfernen; nun zeigte sich ein Trupp alter Leute, Weiber und Kinder vor den Belagerern, die Mitleid für sie empfanden und sie passiren ließen, aber ein zweiter Trupp, aus Personen derselben Art bestehend, erlangte nicht dieselbe Gunst. Diese Unglücklichen kehrten nun nach Schloß St. Roche zurück, dessen Commandant ihnen die Aufnahme verweigerte, so daß sie gezwungen waren sich in die Gräben zu flüchten, wo alle Qualen der Hungersnoth über sie kamen. Die unglücklichen Menschen erreichten einen solchen Grad von Elend, daß sie die Cadaver derer, die Hungers gestorben, aufzehrten, bis endlich die

Franzosen, von dem Jammer dieser Ausgewiesenen gerührt, den kläglichen Rest dieses Menschenknäuels aufnahmen. Der Graben, in welchem diese Auftritte größten menschlichen Elends vorfielen, existirt noch jetzt, und heißt der Graben der Verhungerten.

Endlich nach achtmonatlicher Belagerung ergab sich die Besatzung, die auf zweihundert Mann zusammengeschmolzen war, den Truppen Ludwig Philipps.

Während des großen Krieges, den Frankreich und England im funfzehnten Jahrhundert vierzig Jahre hintereinander mit äußerster Erbitterung führten, hatte das Schloß St. Roche vier Belagerungen zu bestehen, welche seinem Ruf einen neuen Glanz verliehen.

In diese Veste ließ Philipp der Schöne seine Schwiegertöchter Bianca und Margarethe von Burgund in Haft bringen, weil sie am französischen Hofe durch ihren ausschweifenden Lebenswandel, dessen Excesse sie hauptsächlich im Thurm von Nesle *) begingen, großes Aergerniß erregt hatten. Nach der Behauptung gleichzeitiger Schriftsteller lockten diese Prinzessinnen junge Leute in den Thurm, welche sie dann, wenn sie ihren Lüsten gedient hatten, erdolchen und in die Seine werfen ließen. Bianca, welche, wie es scheint, die weniger strafbare war, bekam nach einer ziemlich langen Haft ihre Freiheit wieder; aber Margarethe wurde in ihrem Gefängniß von St. Roche

*) Man wolle sich der Schilderung desselben im ersten Bande dieses Werkes erinnern.

auf Befehl des Königs mit ihrem eigenen langen Haupthaar erdrosselt, während die Genossen ihrer scheußlichen Ausschweifungen in den Wallgräben der Veste die härtesten Strafen zu bestehen hatten. Die unterirdischen Kerker, in welchen diese strafbaren Prinzessinnen eingeschlossen waren, sowie die steinerne Bank, auf welcher Margarethe erdrosselt wurde, kann man noch heute sehen.

Das Schloß St. Roche, so reich an historischen Erinnerungen, stand bis zur Zeit Ludwigs XIII. noch in vollem Glanze, und hatte in den Religionskriegen, welche Frankreich unter den Söhnen Heinrichs II. und unter Heinrich IV. verheerten, noch manchen harten Stoß auszuhalten, und mancher Waffenlärm erschallte noch in seinen Mauern. Später, begünstigt von den öffentlichen Störungen, welche die Minderjährigkeit Ludwigs XIV. herbeiführte, hausten Banden von Parteigängern in dem Schlosse und beunruhigten durch ihre Räubereien das ganze umliegende Land; sie wurden endlich von den Regierungstruppen daraus verjagt und der Regent, Herzog von Orleans, ließ die nun zwecklos gewordenen Festungswerke schleifen. Um das Werk der Zerstörung zu beschleunigen, autorisirte das Gouvernement geistliche Orden, Stadt= und Dorfgemeinden, wie auch Privatleute, die ihnen nöthigen Baumaterialien davon zu nehmen, aber die Masse der Steine war so groß, daß man sie seit nun zwei Jahrhunderten noch immer nicht hat ganz erschöpfen können, und heute noch erregen die unangetasteten Ruinen (wohl zu unterscheiden von den zerstörten Ringwällen und Außenwerken) die Bewunderung durch ihre Größe,

Stärke und Majestät, während zu gleicher Zeit der Blick sich an ihrer pittoresken Lage und an der vollkommenen Harmonie, die zwischen diesen schönen Trümmern und der grandiosen und reizenden Landschaft herrscht, berauscht und ergötzt.

Das Schloß Chenonceaux.

Dies Schloß, das man zu den schönsten, wenigstens eleganteſten herrſchaftlichen Wohngebäuden Frankreichs zählen kann, wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Thomas Bohier gegründet, der unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. die bedeutenden Aemter eines Ober-Kämmerers, Generalintendanten der Finanzen und die Stelle eines Vice-Königs von Italien inne hatte. Geld, welches eben ſowohl die bewegende Kraft bei Aufführung von Gebäuden als bei Führung von Kriegen iſt, konnte einem Generalintendanten der Finanzen nicht fehlen; indeſſen nahm doch der Bau des Schloſſes Chenonceaux ſo große Summen in Anſpruch, daß der Bauherr mehrmals ſein Bedauern ausdrückte dieſes koſtſpielige Unternehmen begonnen zu haben. „Ich werde noch oft daran denken,“ rief er jedes Mal aus, wenn er eine Rechnung bezahlte, und dieſer Ausruf, der in Form einer Deviſe überall angebracht iſt, bringt noch heute den Beſuchern die Klagen des bauenden Finanzmannes in lebhafte Erinnerung.

Nach dem im Jahre 1524 erfolgten Tode Thomas Bohier's kam das Schloß Chenonceaux in den Beſitz des

Connetable Anna von Montmorency. Nach diesem erhielt Bohier's Kastell Diana von Poitiers. Die schöne Herzogin, der es an Schlössern und Palästen nicht fehlte, willigte gern ein das Schloß Chenonceaux an die Königin Katharina von Medicis gegen die Herrschaft Chaumont an der Loire abzutreten. Die Schönheit der Umgebungen hatte Katharina gefesselt; sie wollte ihrer neuen Besitzung eine königliche Pracht verleihen, indem sie alle die reichen Hilfsmittel hierzu benutzte, die ihr zu Gebote standen. Die neuen Arbeiten, um das Schloß zu vergrößern und zu verschönern, wurden mit Nachdruck begonnen, allein die pecuniären Rücksichten, welche Thomas Bohier so manchen Klageruf abgepreßt hatten, hielten auch Katharina von Medicis in ihren Projecten auf und das Schloß Chenonceaux wurde nicht nach dem begonnenen Plane vollendet. Jedoch war es deshalb immer größer und reichgeschmückter geworden, als es Luise von Lothringen, Tochter des Grafen von Vaudemont, welche Heinrich III. im Jahre 1575 geehelicht hatte, erhielt, die aber gar nichts zu dessen Verschönerung unternahm. Endlich gelangte es in den Besitz des Generalpächters Dupin, der vor Allem deshalb rühmlich bekannt geworden ist, weil er Jean Jacques Rousseau einen jährlichen Gehalt zufließen ließ.

Das Schloß Chenonceaux, das die reizendste Lage von der Welt hat, liegt brückenartig über dem Flüßchen Cher und stützt seine Grundpfeiler auf ein kleines Eiland, sowie auf die beiden Flußufer; die Umgebung desselben schmücken üppige Thäler, fruchtbare Wiesen, die lieblich-

sten Hügelreihen der Touraine. Die Gebäudemasse des Schlosses, imposant aber unregelmäßig projectirt, bietet dem Blick eine sonderbare, jedoch nicht uninteressante Vermengung diverser Baustyle dar. Man sieht eine Menge Pavillons, Thürmchen, dicke Pfeiler, über dem Flusse stehende Bogen, hohe Fenster mit hervorspringenden Einfassungen und Kreuzen, mit Sorgfalt ausgeführte Kamine und Façaden, deren Linien oft unterbrochen und jäh abgerissen sind. Indeß behält das Gebäude im Aeußern immer noch den Charakter der Epoche, in welcher es gegründet wurde, es trägt nämlich in allen seinen äußern Details ganz den Stempel des Renaissancestyls. Nur im Vorhof steht ein alter Thurm, der augenscheinlich gothischen Styles und daher älter ist als die übrigen Theile des Schlosses.

Alle Besitzer des Schlosses Chenonceaux haben von ihrem Aufenthalt daselbst bezeichnende Spuren hinterlassen, die mit dem Charakter und dem Stande der betreffenden Personen in genauer Beziehung stehen. Abgesehen von seinem Wappen hat Thomas Bohier seine Devise als Geldmann: „Ich werde daran gedenken“ häufig anbringen lassen; Kriegstrophäen, die in den Gallerien aufgehängt sind, erinnern an den Connetable Montmorency, den galanten und frommen Kriegsmann: Franz I. hat hier sein Boudoir und dort seinen Beichtstuhl in einer kleinen, lieblichen Kapelle. Das Gemach Dianen's von Poitiers ist ein Bild der Eleganz, Coquetterie, Gewähltheit und des Luxus, und in den Gemächern der Katharina von Medicis tritt uns Hoheit, Größe und königliche Pracht entgegen. Die düsteren und schmerzlichen Gedanken, von

denen Luisens von Lothringen Dasein erfüllt war, geben sich auch in ihrem Zimmer kund, denn das Wandgetäfel desselben ist ganz schwarz.

Das Portrait Heinrichs III., des Gegenstandes ihres langen und bittern Kummers, ist die einzige Zierde dieses traurigen Gemachs. Endlich wird dem Geist der Geschmack und die Sitten einer andern Zeit in's Gedächtniß zurückgeführt, wenn man das Zimmer betritt, welches das Brustbild der Madame Dupin, in dem Costüm der Zeit Ludwigs XV. dargestellt, schmückt und in der Eigenschaft als Hausherrin zuerst unsre Aufmerksamkeit fesseln muß, und dann den Schauspielsaal durchwandelt, in welchem Rousseau nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Schauspieler häufigen und verdienten Beifall erhielt.

Das Schloß Ober-Landsberg.

Unter den zahlreichen Trümmern der alten Burgen, welche, auf den Gipfeln der Berge und Hügel des Elsaß thronend, dem von der Natur so reich begünstigten Lande Reiz und Interesse verleihen, sind ohne Zweifel die imposantesten und berühmtesten die des alten Feudalschlosses Ober-Landsberg.

Wenn man die colossalen Verhältnisse und die starken Mauern dieses gothischen Baues von dem Thale aus, das von den angrenzenden Hügeln gebildet wird, betrachtet, so prägen sie sich dem Geiste, ungeachtet ihres Zustandes gänzlicher Zerstörung, immer noch als ein Bild der Kraft und Majestät ein; sieht man sie von andern Punkten aus, so tritt der Eindruck des Grandiosen weniger hervor, aber sie gewähren einen höchst pittoresken Anblick durch die Verschmelzung ihrer Umrisse (die durch Verfall ganz unregelmäßig geworden sind) mit dem Gipfel der Bäume und den Felsenmassen, welche die Natur schon zu Festungswerken ohne alles Zuthun der Menschen trefflich zusammengefügt hat. Das Auge findet einen großen Reiz darin das Werk des Menschen mit den Schöpfungen der Natur verbunden zu sehen.

Wenn man durch den Wald nach dem Schlosse hinaufsteigt, so stößt man zuerst auf ungeheure Mauerblöcke, welche ehemals die Außenwerke der Veste bildeten, und hat man sie überklettert, dann gelangt man zu der Hauptfaçade des Gebäudes. Von dieser Seite her drang man meist in die Burg; aber die Zerstörung der Zugbrücke hat diesen Eingangspunkt schon seit langer Zeit unzugänglich gemacht, weshalb man genöthigt wurde sich eine andere Pforte zu machen, die die anwohnenden Waldbewohner auch mittelst Durchbrechung eines Mauerendes erlangt haben. Das Schloß Ober-Landsberg ist übrigens dermaßen verwüstet und zerstört, daß man von dessen innerer Eintheilung nichts mehr bemerken kann.

Gras und Haidekraut haben die Stelle der Säle, Gemächer und Höfe, die von einer dreifachen Ringmauer umgeben waren, eingenommen. Rechts und links sieht man wahre Berge von Schutt, welche allerhand Schmarotzerpflanzen malerisch durchschlingen, und als wenn die Natur einen recht schlagenden Contrast zwischen frischem Leben und alterndem Dasein hätte anschaulich machen wollen, so läßt sie aus der Mitte dieser Trümmer eine ewig klare und mächtig sprudelnde Quelle hervorspringen, welche den Durst so mancher Kriegsmänner und Ritter gelöscht und vielleicht die entscheidende Ursache gewesen sein mag, daß man gerade diesen Felsenhügel vor allen andern zur Basis des Schlosses Ober-Landsberg gewählt hat. Die äußeren Mauerwände und die Ringmauern sind die einzigen Ueberbleibsel dieser Ritterburg, und wenn man ihre Festigkeit sieht, da wundert's einen nicht mehr, daß sie den Verheerungen der Zeit und der Menschen wi-

verstanden haben. Es sind die einzigen Zeugen der ehemaligen Pracht und Größe dieser edlen Burg; aber sie genügen, um in Anbetracht ihrer ungeheuren Ausdehnung, ihrer furchtbaren Höhe und ganz außerordentlichen Stärke (eine solche Stärke, welche Waffensäle und Gallerien umschließen konnte) einen Begriff von dem, was dieses Schloß war, zu geben. Landsberg war in der That eine der beträchtlichsten Ritterburgen des Elsaß und die Geschichte derselben ist voll der interessantesten und wichtigsten Kriegsbegebenheiten.

Schloß Ober=Landsberg wurde, den ziemlich übereinstimmenden Berichten der Chronikisten zufolge, zu Ende des zwölften Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Friedrich Barbarossa gegründet und war das Eigenthum der Oberburgvögte der Stadt Kolmar. Einer von ihnen, Siegfried von Gundolsheim, vertheidigte die Veste im Jahre 1281 gegen die Truppen des Kaisers Rudolph von Habsburg noch lange Zeit, nachdem sich schon Kolmar unterworfen hatte, welches dem Bunde der Schweizerstädte gegen das Joch des Gründers der kaiserlichen Dynastie der Habsburger mit beigetreten war. Von dem Hause Oestreich erobert, von aufrührerischen Baronen demselben wieder genommen und oft seine Herren wechselnd, entweder in Folge freundschaftlichen Uebereinkommens oder durch das Loos harter Kämpfe, ertönte vor den Wällen von Ober=Landsberg mehrere Jahrhunderte lang unaufhörlich Kriegsgeschrei und Waffenlärm, sei es, daß die Seigneurs sich darum bekämpften, oder auch, daß empörerische Bauern ihre zu tyrannischen Herren darin belagerten.

Der berühmteste Besitzer der Veste war Schwendi, welcher sich durch seine ausgezeichnete, wenigstens theilweise Leitung vieler Schlachten gegen die Protestanten, die Ungarn, Türken und, in den Schlachten von Saint-Quentin und Gravelines (1557 und 1558), auch gegen die Franzosen den Ruf eines der geschicktesten Kriegsmänner seines Jahrhunderts erwarb. Es befand sich noch in dem Besitz der Nachkommen dieses großen Kriegshauptmannes, als es im Jahre 1633 die Schweden besetzten, nachdem sie bereits vier Monate lang Kolmar in ihrer Gewalt hatten. Als sich endlich unter Ludwig des Vierzehnten Regierung Turenne des Schlosses bemächtigt hatte, theilte es das Loos aller Vesten des Elsaß: es wurde nämlich von Grund aus geschleift.

Das Schloß Werdenberg
in der Schweiz.

Wenn man aus dem Canton Appenzell hinüber in den von St. Gallen geht, bemerkt man plötzlich eine auffallende Veränderung in dem Aeußeren der Ortschaften wie in der Formation der Bergnatur; namentlich ist es aber die erstere, welche am meisten hervortritt und daher in der Intelligenz der Menschen ihren Ursprung haben muß. Anstatt der hölzernen Hütten, die hier und da auf dem wellenförmigen Boden zerstreut liegen, sieht man nun eine Stadt mit von Ziegelsteinen erbauten Häusern, die so zusammengedrängt sind, daß es scheint, als wenn der Grund und Boden, der sie trägt, zu eng, um sie alle fassen zu können, wäre; ja sogar von den schönen grünen Wiesen, die das ganze Land Appenzell schmücken, bemerkt man hier nichts mehr, denn alle Gebäude sind mit Leinwand von blendender Weiße bedeckt, und diese beiden sich begrenzenden Cantone haben nichts Gemeinschaftliches, als die außerordentliche Reinlichkeit, welche alle ihre Wohnungen ziert.

Einer der bemerkenswerthesten Orte des Cantons St. Gallen ist die kleine Stadt Werdenberg. Dieser Name

erinnert an eine für die alte edle Familie, die Besitzerin dieser Herrschaft, höchst ehrenvolle Handlung. Es war im Jahre 1403; die Oestreicher hatten eben die Cantone St. Gallen und Aarau weggenommen. Die Bewohner Appenzells hatten sich eiligst versammelt, um über die Mittel, deren sie sich zu ihrer Vertheidigung bedienen könnten, zu berathschlagen, als plötzlich der Graf Rudolph von Werdenberg, welchen die Oestreicher aus seinem Schlosse verjagt hatten, mitten unter ihnen erscheint. Kaum ist er in den Saal getreten, als er ausruft: „Der Feind entehrt durch seine Gegenwart unsre heilige Grenze, Entsetzen und Zerstörung begleiten ihn in unsre heimathlichen stillen Heerde. Die Besitzungen der Werdenberge sind ein Raub der Oestreicher, die sich in den Sälen meiner Ahnen allen Ausschweifungen hingeben, geworden. Meiner Güter beraubt, habe ich nur das Schwert der Werdenberge behalten und eine kernfeste Treue bewahrt; ich biete euch beide an. Wollt ihr mich unter die Zahl der Bürger Appenzells aufnehmen?" — „Wir wollen es, wir wollen es!" rief die ganze Versammlung einstimmig aus. Dann vertauschte der Graf seine reiche Kleidung mit der einfachen und groben eines Hirten und rief aus:

„Vereint mit freien Männern und frei wie sie, schwöre ich mein Leben der Freiheit zu weihen!"

Diese Begeisterung theilte sich den Patrioten mit, welche Rudolph von Werdenberg zu ihrem Hauptmann wählten, und unter seiner Führung die Oestreicher aus dem Lande jagten.

Das Schloß von Lausanne.

Die lange Bergkette des Jura trennt das Waadtland von der Franche=Comté (Hochburgund) und in diesem Canton, oder vielmehr auf der nach Frankreich zu gelegenen Grenze desselben, erheben sich die höchsten Gipfel des Juragebirges. Eine Eigenthümlichkeit des Cantons Waadt sind die vielen kleinen Alpenseeen, welche ihre Gewässer von den Gletschern und dem geschmolzenen Schnee der himmelanstrebenden Berge empfangen und doch niemals aus ihren Ufern treten; einige verschwinden selbst während eines Theils der Sommerzeit ganz, und geben dann fetten Triften Raum, die von dem Landmanne im Herbst regelmäßig gemäht werden. Die Ufer dieser zeitweiligen, sowie der immerwährenden Seeen und der verschiedenen Gebirgshöhen des Cantons bringen eine so große Mannichfaltigkeit von Pflanzen hervor, daß von den zweitausend Arten, welche die Schweiz besitzt, allein siebenzehnhundert auf das Land Waadt kommen. Der Botaniker ist hier in seinem Elemente.

Das Jourthal ist der erste District, den man betritt, wenn man von dem französischen Juragebirge aus

in die Schweiz kommt; zwischen dem Jura und dem Mont-Tendre liegend, von dem Finsteraarhorn beherrscht, von der Aar und einem zwei und eine halbe Stunde langen See bewässert, ist dieses Thal reich an schönen Wiesen und überraschenden Aussichten, wie es sich durch ländliche Sitten und außergewöhnliche Industrie ausgezeichnet. Die Mönche führten hier im zwölften Jahrhundert den Ackerbau ein und, ungeachtet ihrer beschaulichen Lebensweise, brachten sie es doch dahin daß ein bis dahin sumpfiges Land von Hirten und Ackerbauern bewohnt werden konnte; den französischen Protestanten aber, die den Metzeleien der Bartholomäusnacht glücklich entronnen waren, sind die industriellen Anstalten im Jourthale zu verdanken. Durch ihre Geldmittel und geistigen Kräfte, welche Frankreich durch den römisch-katholischen Fanatismus entzogen wurden, machten sie dieses an Getreide und Früchten arme Land reich. Es kann keine arbeitsameren, industriöseren, friedlicheren Menschen geben, als die Bewohner dieses schönen Thales. Die, welche das Land nicht bebauen oder Heerden halten, beschäftigen sich mit Bearbeitung von Metallen und allerhand Hölzern; es giebt namentlich hier Schmiede, Klempner, Büchsenmacher, Uhrmacher; eine andere, feinere Arbeit, das Spitzenklöppeln, beschäftigt die Frauen, vorzüglich die von Spoliat. So fleißig und betriebsam nun auch die Bewohner dieses Thales sind, so finden sie doch nicht alle, da ihre Zahl seit zwei Jahrhunderten bedeutend angewachsen ist, hinreichende Subsistenzmittel und müssen theilweise auswandern um in andern weniger bevölkerten Ländern Brod und Beschäftigung zu finden.

Nicht immer war, wie heutzutage, süßer Friede über dieses Ländchen ausgegossen, und die Stürme der Kriege haben die stillen Ortschaften, welche ihre Arbeit so glücklich macht, häufig genug in tiefe Trauer versetzt. Die Grenzveste, welche einen Engpaß des Jura vertheidigte, war im Mittelalter die Wohnung von Rittern, welche mehr Vergnügen darin fanden das Land zu verwüsten, als es in Flor zu bringen. Als die Schweizer aber zu dem Bewußtsein ihrer Kraft und angeborenen Freiheit gekommen waren, da belagerten sie dieses wichtige Fort, nahmen es mit Sturm und legten es nebst der angrenzenden Stadt Valorbe in Asche. Wenn man den Lauf der Orbe, die hier zahlreiche Cascaden bildet, verfolgt, kommt man an die Stadt gleiches Namens, welche nicht ohne historisches Interesse ist. Die Hauptstadt des Königreichs Oberburgund, war sie ehemals die Residenz der merowingischen Könige; sie besaß damals ein befestigtes Schloß und mehrere Kirchen. Im Jahre 1475 zerstörten die Bürger der Republik Bern das Schloß und ließen nur einen einzigen hohen Thurm stehen, dessen Ruinen man noch heute sieht.

Unterhalb der Stadt Orbe verlieren die Ufer des Flusses ihre Annehmlichkeit; er schleicht nun durch ungesunde Sümpfe dahin, bis er sich in der Nähe von Yverdun in den neuenburger See ergießt. Yverdun ist ein nettes Städtchen, das mit seinem Hafen, seinen Magazinen, seinem Zollhaus und Speditionshandel einem Seeplatze, natürlich in sehr verkleinertem Maßstabe, gleicht. Es gehörte ehedem zu den sogenannten guten Städten Savoyens und gefiel den Bernern so sehr, daß sie sich

derselben bemächtigten und sie behielten. Außer der Stadt Yverdun gehört auch noch zum Waadtland die am neuenburger See belegene Stadt nebst dem Hafen Grandson, dessen Schloß lange Zeit im Besitz der Familie Grandson war, die sich durch viele Kämpfe mit den Landbewohnern der Umgegend ziemlich bekannt gemacht hat. Als sich die Schweiz von dem Joch ihrer kleinen Tyrannen befreite, da nahmen ihre Truppen diese Veste des Feudalismus. Der Herzog Karl der Kühne von Burgund eroberte sie wieder und ließ die ganze Besatzung, die aus fünfhundert berner Soldaten bestand, aufhängen; für diese grausame Handlung rächten sich aber die Schweizer schwer, indem sie in der Schlacht von Grandson, die am 3. März 1476 geschlagen wurde, die ganze siebenzigtausend Mann starke Armee des Herzog kurz und klein hieben. Dies war einer der größten Siege, welchen die Schweizer erfochten haben, und nur solchen glänzenden Waffenthaten verdanken sie es, daß ihre Unabhängigkeit, trotz der Uebermacht und Stärke ihrer Feinde, gesichert ist.

Wenn man von den Gestaden des neuenburger Seees die Tour nach Genf zu nimmt, so kommt man nach Coppet, dann nach Nyon, welches auf einem Hügel am genfer See liegt und schon unter der Herrschaft der Römer zu einer Rittercolonie erhoben wurde. Mehrere hierauf Bezug habende Inscriptionen werden in Genf aufbewahrt. Verfolgt man eine kurze Strecke den Bach, die Aubonne, die sich in den Leman ergießt, stromaufwärts, so gelangt man zu dem freundlichen Marktflecken gleiches Namens; ein berühmter Seemann, der große Duquesne, hat in der Kirche desselben seine Grabstätte.

Richtet man seine Schritte wieder zu dem genfer See zurück, so bemerkt man zuerst die kleine Stadt Murſen, die regelmäßig gebaut ist und ein altes Schloß hat und jetzt zum Zeughaus des Cantons dient; weiterhin sieht man das Schloß Wufflen, eines der ältesten des Waadtlandes. Nun gelangt man zur Hauptstadt des Cantons, nach Lausanne, das auf drei Hügeln, wenige Minuten vom See entfernt, liegt. Wegen der Ungleichheit des Bodens hat man sie getheilt in die Viertel der Stadt, der Burg, der Brücke, der Sümpfe und von St. Laurentius. Im vierten Jahrhundert wurde das Bisthum Wiflisburg (Avenches) nach Lausanne verlegt, und von nun machte der Bischof der Commune die Ausübung der Gerichtsbarkeit streitig. Die schöne katholische Kathedrale, eine der bemerkenswerthesten von ganz Europa, wurde im Jahre 1275 von Papst Gregor X. in Gegenwart Kaiser Rudolphs von Habsburg und mehrerer Kardinäle zum Gottesdienst eingeweiht, die wohl sämmtlich nicht vermuthet hätten, daß diese Kirche dem reformirten Cultus länger als dem katholischen dienen würde. Seit der Reformation ist das Bisthum nach Freiburg verlegt worden. Erst seit einem halben Jahrhundert bildet das Waadtland einen unabhängigen Canton und hat ein Gouvernement zu Lausanne; vorher wurden die Bewohner dieses Cantons von den Bernern als Unterthanen behandelt. Unter den Herzögen von Savoyen hatten sie doch eine Art Repräsentativverfassung, aber dies wichtige Recht hatten ihnen die Berner entzogen. Die französische Revolution flößte den Waadtländern das Verlangen ein das Joch Berns abzuschütteln, und in Folge der ihnen von

Karl IX. im Jahre 1565 garantirten Erhaltung ihrer Privilegien rückten die französischen Armeen in das Land Waadt ein.

Dieser Canton kennt weder Bevorzugungen für ganze Kasten noch für einzelne Personen; jeder Bürger wird Soldat, und die evangelisch-reformirte Religion ist die herrschende im Lande. Das Aufrücken der Geistlichen ist wie militairisches Avancement geordnet; die hundert und acht und funfzig Pfarrer des Cantons sind in fünf Classen getheilt; wer einmal in eine dieser Classen eingetreten ist, kann dem Gesetz zufolge in keine andere übergehen, aber es rückt ein jeder nach der Ordnung der Anciennetät vor, ohne daß irgend einer durch Intriguen einen Vorsprung gewinnen könnte. Jede Classe der Pastoren hält ihre Versammlungen und theilt sich wieder in Sectionen oder Colloquien. Die Akademie von Lausanne, die vierzehn Lehrstühle hat und unter ihren Lehrern Geßner, Barbeyrac und Henri Estienne zählte, ist hauptsächlich dazu bestimmt die Candidaten zu Pfarrern heranzubilden; jeder muß hier examinirt worden sein, ehe er Anspruch auf eine Pfarrstelle machen kann. Ehemals studierten viele Ausländer hier.

Das Schloß von Lausanne, der gegenwärtige Sitz der Regierung, ist ein großes Gebäude von viereckiger Form, das um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vom Bischof Johann von Cossonay begonnen und nach siebzigjährigem Bauen durch Wilhelm von Challand beendigt wurde. Bis zur Reformationszeit diente es dem Fürstbischof als Festung; später residirten die Statthalter

von Bern darin und vergrößerten es bedeutend. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, und namentlich in den letzten Jahren, sind noch viele neue Bauten hinzugefügt worden. In einem der Säle dieses alten Palastes stand früher ein großes auf Rädern ruhendes Schreibepult, welches eine geheime Thüre verdeckte, die zu den unterirdischen Räumen mittelst einer Treppe führte. Durch diese Thüre, sagt man, habe sich im Jahre 1536 der letzte Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, gerettet, als das Schloß von den Truppen der Republik Bern belagert wurde.

An dem äußersten Ende des genfer Seees erhebt sich kühn aus den Wellen das alterthümliche Schloß Chillon empor. Lord Byron begrüßt es in einem seiner Gedichte mit den Worten:

Chillon! thy prison is a holy place
And thy sad floor an altar! . . . *)

In den unterirdischen feuchten Kerkern dieses Schlosses, die unter dem Wasserspiegel des Seees liegen, hauchte Bonnivard, der eifrigste Verfechter der Freiheit Genfs gegen die Herzöge von Savoyen, seine edle Seele, die ganz dem Wohle seines Vaterlandes geweiht war, unter gräulichen Qualen aus.

Der nahe Weiler Gerignos hat eine so eigenthümliche Lage, daß man von hier aus die Sonne hinter den Pic's der unermeßlichen Gletscher drei Mal aufgehen sehen kann. Fast alle Bewohner desselben führen hier ein No-

*) Chillon! dein Gefängniß ist ein heiliger Ort und dein Boden ein Altar!

madenleben; sie besitzen nämlich hölzerne Häuser, die mehr oder weniger hohe Lagen haben und die sie je nach der Jahreszeit sämmtlich nach der Reihe beziehen.

Unfern von diesem Weiler liegen die Trümmer des Schlosses Aigremont, der alten Ritterburg der Edlen von Pontverre. Bei den Bergbewohnern geht die Sage, daß man des Nachts noch immer den letzten Burgherrn dieses alten erloschenen Geschlechts zwischen den Trümmern seines Schlosses auf einem Lehnstuhl sitzen sähe, umgeben von Kesseln voller Gold- und Silberstücke und gierig seine Schätze zählend, währenddem junge Mädchen, die schwarz gekleidet und mit weißen Schleiern bedeckt sind, in den Ruinen ihre kläglichen Gesänge erschallen lassen.

Das Schloß von Heidelberg.

An dem Fuße eines in den klaren Wellen des Neckar sich spiegelnden Berges sah man in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine ziemlich unbedeutende Burg erstehen, deren geographische und örtliche Lage aber nicht verfehlte sehr bald einer wichtigen Stadt ihren Ursprung zu geben. Denn aus dieser Burg, die im vierzehnten Jahrhundert beträchtlich vergrößert wurde, entstand einer der wichtigsten Orte des südwestlichen Deutschlands und bald erhob sie sich zur Hauptstadt der Niederpfalz.

Die Universität Heidelberg ist eine der ältesten, berühmtesten und besuchtesten hohen Schulen Deutschlands. Ihre Bibliothek, welche die reichste Manuscriptensammlung der Welt enthält, hat mancherlei Wechsel erfahren. Aus dem Vatican in Rom, wohin sie durch einen Churfürsten von Bayern geschafft worden war, kam sie durch Napoleon nach Paris und verherrlichte die kaiserliche Bibliothek; aber nach der Schlacht von Waterloo holten sie sich die Deutschen wieder, sie kam von Neuem nach Heidelberg, wo sie eine reiche Quelle für das Studium der Gelehrten aller Länder geworden ist.

Von dem Schloß Heidelberg, einem der merkwürdigsten Baudenkmale des Mittelalters, das lange Zeit die Residenz der Churfürsten von der Pfalz war, sieht man jetzt nur noch Ruinen, aber imposante Ruinen, die einen vollkommenen Begriff von der Größe und Majestät dieses Palastes, der im vierzehnten Jahrhundert von Churfürst Otto Heinrich gegründet und von dem Churfürst Friedrich IV. durch ausgedehnte und bewunderungswerthe Neubauten vergrößert wurde, geben können. Auf einem ungeheuren Granitfelsen ruhend und gewissermaßen über der Stadt Heidelberg hängend, communicirt dieses Schloß mit der Stadt durch unterirdische Gänge, die so gut erhalten sind, daß man sie noch heute gefahrlos betreten kann.

Die Geschichte dieses Schlosses bietet überraschende und sonderbare Wechselfälle dar; so zum Beispiel schlug im Jahre 1557, damals, als ein altes Gebäude zu einem Pulvermagazin eingerichtet worden war, der Blitz in den Hauptthurm, zermalmt und zersplittert ihn, entzündet das Pulver in dem Magazin und eine donnerähnliche Explosion erschallt, die das alte Schloß zerschmettert; tausende von Steinen und Balken fliegen in die Stadt hinunter, namentlich aber auf das neue Schloß, das auch theilweise zerstört wird. Der Churfürst Ludwig V., welcher es gerade bewohnte und als der Sturm losbrach, in seinem Arbeitscabinet war, ging, sobald er die furchtbare Explosion vernahm, heraus. Dieser von der Vorsehung gefügte Umstand rettete ihm das Leben, denn kaum hatte er diesen Theil des Schlosses verlassen, als es zusammenstürzte und in seinem Fall alle Personen, die sich darin

befanden, zerschmetterte. Man sah nur noch wenige Spuren dieses unglücklichen Ereignisses, als das Schloß im Jahre 1622 von den Spaniern genommen, verwüstet und rein ausgeplündert wurde; dann kamen die Franzosen, die es unter Turenne's Befehl zwei Mal bombardirten. Mit großen Kosten wieder hergestellt, hatte dieses schöne Schloß seinen alten Glanz wieder bekommen und war von Neuem die Residenz bayrischer Churfürsten geworden, als im Jahre 1764 der Blitz zum zweiten Mal seinen vernichtenden Strahl hineinwarf und es theilweise zerstörte.

Seit dieser Zeit verlassen und vernachlässigt, bietet es dessenungeachtet immer noch einen imposanten Anblick dar, und die Ruinen dieses Schlosses können eine Idee von dem Glanz und der Größe seiner Vergangenheit geben. Von dem Fremdenführer wird man auch auf ein Faß von außerordentlicher Größe aufmerksam gemacht, das mit sehr gut erhaltenen Holzsculpturen verziert ist. Als das Schloß von Heidelberg noch die Residenz der Churfürsten war, da hatte dieses ungeheure Fuder, das über funfzig Tonnen fassen kann, immer seine ganze Füllung Rheinwein und jetzt, obwohl es schon seit einem Jahrhundert leer ist, wird es immer noch als eins der Wunder Deutschlands betrachtet.

Ein französischer Reisender drückt sich folgendermaßen über das Schloß von Heidelberg aus:

„Das alte Schloß stürzt zusammen; die prachtvollen gothischen Sculpturen verfallen mehr und mehr; vergeblich bittet ein Maler, der mit einem des größten Lobes würdigen Eifer sich seit vielen Jahren zum Aufseher und

Cicerone dieses herrlichen Monumentes hergegeben hat, vergeblich bittet er die badische Regierung nur einige Maßregeln zu dessen Erhaltung zu thun. Mit jedem Jahre nehmen die Zerstörungen zu durch den Hagel im Frühling und die Stürme im Herbst; und nicht gar lange wird es dauern, so ist das alte Schloß eine unförmliche Masse, dessen Steine man vielleicht im Aufstrich verkauft, und von dem nur noch eine Erinnerung durch die, glücklicherweise zahlreichen Zeichnungen des Herrn von Graimbert zurückbleiben wird. Der Rittersaal ist unbedeckt; die Gewölbe, welche die prachtvolle Terrasse tragen, von welcher man die ausgedehnteste und reizendste Aussicht weithin über den Neckar, die ihn umgebenden lieblichen Hügel und Rheinbayern hat, diese durch die Pulverfässer Louvois' erschütterten Gewölbe verfallen täglich mehr."

„Die Statuen der Churfürsten-Pfalzgrafen sind in ihren Nischen umgestürzt; keiner der Söhne ihrer Vasallen hält es der Mühe werth sie wieder aufzurichten. Das alte Faß ist seit hundert und funfzig Jahren leer. Neugierige können hineinsteigen und dessen ungeheure Verhältnisse ausmessen. Ein einziges Mal hat Karl von Graimbert es gesehen, daß Wein aus seinem ungeheuren Bauche floß; dies geschah im Jahre 1813, als der Kaiser Alexander und seine Alliirten, der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen, Heidelberg besuchten; aber es war nichts als optische Täuschung, denn das alte Faß war nicht etwa voll, sondern der Wein, der daraus hervorströmte, kam aus einem kleinen Fäßchen, welches man die Nacht vorher hineingesteckt hatte."

Das Schloß von Baden.

Zwei Stunden vom Rhein entfernt, in einem der schönsten Thäler, die sich vom Schwarzwald bis zu diesem Strome hin ausdehnen, liegt die Stadt Baden, die ehemals ein befestigter Platz war, von dessen Schloß man aber nur noch Trümmer sieht. Diese Sommerresidenz des Großherzogs von Baden, die mit ihren Schlössern und Thürmen einen höchst malerischen Anblick gewährt, hat nicht mehr als dreitausend Einwohner; die Häuser derselben, deren Anzahl ungefähr vierhundert beträgt, sind klein, schlecht gebaut und noch schlechter unterhalten; fast alle sind sie gewissermaßen in den Erdboden eingegraben, bilden zum Theil bergige Straßen und liegen großentheils so tief, daß man gerades Wegs von dem Dachboden aus den anliegenden Garten betreten kann.

Jedermann kennt die berühmten Heilquellen von Baden; ihnen hat die Stadt ihre Bedeutsamkeit zu verdanken; sie sind der Anziehungspunkt der Aristocratie ganz Europa's. Sobald die Badesaison gekommen ist, nämlich im Monat Juni, dann kommt die vornehme Welt in die kleine Stadt geströmt, die, während der Herbst- und

Wintermonate still und schweigend, auf einmal das Geräusch einer großen Stadt annimmt; die Hotels sind unzureichend für die Menge der Fremden, und die Privathäuser werden vollgepfropft von Menschen. Wehe den Säumigen, den Nachzüglern! sie können sich alle mögliche Mühe geben um ein Logis zu bekommen, und so vornehme Herren sie auch sein mögen, sie müssen sich glücklich schätzen noch ein Zimmer von einigen Quadratfuß Raum zu erhalten; ja es ist schon vorgekommen, daß ganze Familien sich genöthigt sahen mehrere Nächte in ihren Wagen im Freien zuzubringen.

Ungeachtet dieser außerordentlichen Menge von Badegästen kann man hier ziemlich billig leben; die Umgebungen sind reich an Wild, Fischen und Früchten jeder Art, und durch die regelmäßige Verbindung Badens mit den großen und kleinen Städten der Nachbarschaft, wie zum Beispiel mit Straßburg, Karlsruhe, Rastadt rc., werden alle Lebensmittel und sonstige der vornehmen Gesellschaft unentbehrliche Gegenstände schnell und im Ueberfluß dem Orte zugeführt.

Von welcher Wirkung auch die Heilquellen von Baden sein mögen, so sind sie doch für viele Fremde nur der Vorwand zu ihrem Aufenthalt in dieser Stadt; das Hazardspiel, welches hier geduldet wird, die Feste und Vergnügungen aller Art sind nicht weniger starke Anziehungsmittel. Und dann, die Natur entfaltet sich hier in tausend Reizen; das Grün der Bäume, der Gebüsche, des Rasens ist von köstlicher Frische, alle Hügel, alle Thäler sind reich an frisch sprudelnden Quellen, und überall blinken durch das saftige Grün der Wälder silberhelle

Bäche hervor. Die schattigen Laubwaldungen ertönen von dem tausendstimmigen Gesang der Vögel; alle Wege und Stege gestalten sich durch die Mannichfaltigkeit der Aussichten zu den schönsten Promenaden, und man findet in dem geringsten Weiler, wie in der einsam liegenden Meierei, ja selbst unter den Ruinen des alten Schlosses Wein, Milch, Mineralwässer und sonstige Erfrischungen.

Die häufigsten Spaziergänge und Lustfahrten macht man nach dem Murgthal, dem alten Schloß, den Ruinen der Burg Eberstein, nach den Felsen; hier veranstaltet man Dejeuners, Diners auf grünem, weichem Rasen, von denen bei aller Behaglichkeit im Benehmen weder das Comfort noch der Ton der guten Gesellschaft ausgeschlossen ist.

Die hiesige Badesaison kann man in drei Perioden theilen. Die erste fängt um die Mitte des Mai an und dauert bis Ende Juni. Das ist die geräuschloseste; die Fremden sind noch weniger zahlreich da, als in der nächsten Periode; es sind Personen, welche in der That mit der Hoffnung hierherkommen, irgend ein der ärztlichen Kunst trotzendes Uebel zu heben; sie suchen sich zu stärken an der gesunden Luft, dem Anblick der ewig freundlichen Natur, der Ruhe und Schönheit der Landschaft, — ein heilsamer Ersatz für den Lärm und das Geräusch der Städte, in denen sie den ganzen Winter über gelitten haben. Während dieser ersten Epoche wird noch wenig gespielt; Bälle sind auch selten und Spaziergänge sind das einzige Vergnügen, das man sich gewährt.

Mit dem Monat Juli beginnt die zweite Periode, die bis Ende August dauert. Nun kommen die reichen Fremden in Ueberfluß an, Feste folgen auf Feste, ganze

Berge von Gold erscheinen und verschwinden auf der grünen Wiese, die Stadt ist voll der reichsten und geschmackvollsten Equipagen, Geräusch und Menschengewühl haben die Ruhe und Stille gänzlich verdrängt.

Gegen Ende des August läßt das Wagengerassel nach, die vornehmsten Gasthöfe werden leer, der Lärm nimmt ab, man tanzt weniger und die Spielhäuser sind weniger besucht; — die dritte Periode beginnt. Jedoch ist die Stadt immer noch sehr belebt bis zu Ende Octobers, aber die reiche Aristocratie hat die Bühne verlassen.

Im November kehrt nun Alles wieder in's gewöhnliche Gleis zurück; Baden schläft und erwacht erst im Monat Mai wieder zu neuem Leben.

Das Schloß Marienberg in Würzburg.

Das alte und malerisch liegende Würzburg wird mit Recht als eine der reichsten und wichtigsten Städte Bayerns betrachtet; liebliche Hügel umgeben das freundliche Thal, in dessen Mitte es liegt, und der Main, der sich hier in zwei Arme theilt, trägt zu gleicher Zeit zum Gedeihen wie zur Verschönerung der Stadt bei. In der Mitte derselben ist eine vierhundert und funfzig Fuß lange Brücke über dem Fluß; der auf der rechten Uferseite desselben liegende Stadttheil wird Alt-Würzburg und der auf dem linken Ufer liegende Mainviertel genannt.

Der Main, der hier sehr breit und schön für Segelbote schiffbar ist, bietet einen lebhaft bewegten Anblick dar. Die Stadt ist hübsch gebaut; Alles verkündet Ueberfluß und Wohlstand trotz der hohen Mauern und breiten Gräben, die sie umgeben. Die Häuser sind zwar großentheils von Holz gebaut, und auf höchst unregelmäßige Art und Weise, aber selbst diese willkührliche Bauart hat etwas Angenehmes und läßt erst recht die Schönheit der Hauptgebäude, unter welchen sich namentlich das königliche Schloß, dessen architectonischen Verhältnisse und

Freskomalereien bewunderungswürdig sind, in ihrem eigenthümlichen Glanze hervortreten.

Am linken Ufer des Mains, auf den höchsten Gipfel eines Felsen liegt das Schloß Marienberg, welches die Citadelle der Stadt Würzburg ist. Der Felsenkegel, der diese Veste trägt, hat nicht weniger als vierhundert Fuß Höhe. Nichts ist imposanter als diese alte Burg, deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert und in dessen Mitte noch die Ruinen eines Tempels der Freia, welche die Venus der nordischen Mythologie ist, sorgfältig bewahrt werden.

Würzburg ist sehr reich an Wohlthätigkeitsanstalten und Kirchen, der letzteren giebt es drei und dreißig. Die Kathedrale ist alt und ehrwürdig; sie besitzt mehrere bemerkenswerthe Denkmäler der Sculptur; unter andern führen wir die Kanzel an, ein Werk von bewunderns- werther Arbeit, die vollkommen erhalten ist. Der Hospitäler giebt es zwölf, abgesehen von dem Juliushospital, das eine Sammlung anatomischer Präparate enthält, unter welchen sich eine Menge von Flintenkugeln durchbohrter menschlicher Schädel finden, die auf dem Terrain gesammelt worden sind, auf welchem im Jahre 1796 die Schlacht von Würzburg geschlagen wurde. Außer mehreren niederen und höheren Schulen hat diese schöne und berühmte Stadt auch eine Universität, die zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gegründet wurde, immer von sechs- bis siebenhundert Studenten besucht ist und wegen der außerordentlichen Gelehrsamkeit der Professoren von jeher eines großen Rufes sich erfreut hat.

In der neuern Geschichte ist Würzburg durch den Allianztractat, welchen hier Napoleon und der Churfürst Maximilian Joseph abschlossen, bekannt. Max Joseph, welcher die Veränderungen, die durch die französische Revolution die geistige Richtung der Menschheit bekommen hatte, benutzen wollte, suchte sein Land von dem lastenden Druck der Geistlichkeit zu befreien, indem er zuerst eine Menge Einsiedeleien und einsam gelegene Kapellen unter dem übrigens glaubwürdigen Vorwand aufhob, daß der größte Theil derselben Missethätern zu Asylen diente; ebenso machte er es mit den Klöstern, deren Zahl er bedeutend verminderte und vereinigte endlich deren Güter, sowie die Besitzungen der Bettelmönche mit dem Staate. Die durch den Jahrhunderte langen Druck der Geistlichkeit stumpfsinnig gewordenen Altbayern wollten sich diesen Neuerungen widersetzen; an einigen Orten zeigten sich die Bewohner, durch den Klerus dazu angestachelt, gegen die Anordnungen aufrührerisch; aber der Churfürst legte Militairdetachements in diese Orte und unterdrückte ohne Anwendung der Gewalt die Empörung in ihrem Keime. Auch der Adel fing an unruhig zu werden; die Stände, aus Bischöfen und Adeligen bestehend, richteten lebhafte Vorstellungen an den Churfürsten, aber der Fürst antwortete ihnen, daß er nicht ein Haar breit von den von ihm befolgten politischen Grundsätzen abweichen werde. Nun drohte Oestreich dem Churfürsten, aber Frankreich unterstützte ihn; die bayrischen Soldaten und die Napoleons marschirten auf den gemeinschaftichen Feind und schlugen ihn; der Churfürst nahm den Titel König von Bayern an und vereinigte mit seinen Staaten

die Stadt Würzburg und ihr Territorium, welche damals zusammen das Großherzogthum Würzburg bildeten. Diese Einverleibung Würzburgs mit Bayern erhielt im Jahre 1815 durch den Congreß von Wien ihre Bestätigung.

Der Verlust des Titels „Hauptstadt" hat durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Gedeihen und den Wohlstand Würzburgs gehabt; es ist im Gegentheil volkreicher geworden, denn die Ergiebigkeit und Fruchtbarkeit des Landes ist die hauptsächlichste Quelle des Wohlstandes der Stadt. Die umliegenden Weinberge, seit Jahrhunderten schon berühmt, sind erst in unseren Tagen recht zu Ehren gekommen, denn der Handel mit ihren Producten ist zu großer Ausdehnung gediehen, und die Stein-, Leisten- und heil. Geistweine sind bei den Kennern und Liebhabern des edlen Rebensaftes mehr wie je in Ansehen gekommen.

Das Schloß Johannisberg.

Auf der Höhe des Johannisberges im Herzogthum Nassau liegt ein herrliches Gebäude, aus dessen Fenstern der Blick über die prachtvollste Landschaft schweift, die sich die Phantasie nur denken kann: dies ist ein Schloß, welches dem Fürsten von Metternich gehört. Alle Reisenden, die es besuchen wollen, werden freundlich aufgenommen, und ihre Zahl ist nicht klein; denn vergeblich würde man anderswo ein Panorama suchen, welches so wundervoll wäre, wie das, welches sich hier vor dem überraschten Blicke entrollt.

Die Geschichte dieses Schlosses erzählt den Fremden ein alter Diener des Fürsten, der zugleich Schloßcaplan hier ist. Er thut dies mit Vergnügen und einer gewissen Selbstzufriedenheit, die ihm übrigens sehr wohl ansteht, denn schwerlich würde man von einem Anderen die Geschichte von Johannisberg so einfach und zugleich mit solcher Kürze und Genauigkeit erzählen hören. Nachstehend geben wir einen Bericht davon, so wie ihn ein Reisender, der mit einem trefflichen Gedächtniß begabt ist, behalten hat.

„Ursprünglich war dies Schloß nichts anderes als ein Mönchskloster, deren in frühern Zeiten so viele in diesem Lande bestanden, denn auf einem Flächenraum von fünf Quadratstunden gab es hier nicht weniger als zwölf: — wahre Paradiese, in denen die frommen Väter herrlich und in Freuden lebten, denn sie hatten Gold die schwere Menge, mehr als mancher große Fürst. Das Schloß, von dem wir sprechen, wurde unfern des Klosters zu Ende des eilften Jahrhunderts von dem Erzbischof Richard von Mainz gebaut, welcher hier durch Lust und Freude die brennende Erinnerung an die den armen Juden auferlegten schändlichen Erpressungen und Qualen zu vergessen suchte. Er widmete es dem heiligen Johannes, weil an dem Namenstage desselben diese Judenverfolgungen hauptsächlich stattgefunden hatten. Daher kam der Name Johannisberg an die Stelle des früheren: Bischofsberg. Im Jahre 1138 wurde das Kloster, durch die letzten Sprößlinge der Rheingrafen, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, auf's Freigebigste dotirt, zu einer Abtei erhoben und die Reichthümer derselben nahmen nun immer mehr zu. Endlich kam die Reformation mit ihren für die Völker wohlthätigen, für die römische Kirche aber nachtheiligen Folgen. Nach dem Beispiel anderer Theile Deutschlands erhoben sich auch die Bewohner des Rheingaues und verlangten mit dem Schwert in der Hand Befreiung vom geistlichen Joch. Die Mönche des Johanisbergs hatten nun mancherlei zu dulden. Sie wurden gezwungen Steuern zu zahlen, und damit nach ihrem Tode die zu der Abtei gehörigen Besitzungen dem Lande zufielen, wurde ihnen untersagt Novizen aufzunehmen. Indessen,

die Zeit kehrte wieder, wo das Volk, durch seine eigenen Excesse geschwächt und durch die ewigen Zänkereien seiner Führer ohne Halt und gehörige Leitung, nicht mehr der geistlichen Macht, mit welcher sich auch noch die weltliche verband, widerstehen konnte: es verlor nach und nach alle seine Rechte wieder und ward gezwungen sein Haupt von Neuem unter das Joch zu beugen."

„Das Kloster auf Johannisberg kehrte jedoch nie zu seinem alten Glanz zurück. Viele Mönche waren in den unruhigen Zeiten entflohen, ein großer Theil der Reichthümer war verschwunden. Der Erzbischof von Mainz verzichtete daher auf die Pfründe dieser Abtei und ließ deren Grundbesitz administriren. Im Jahre 1620 wurde sie an den Reichspfennigmeister Bleymann, den Rothschild damaliger Zeit, für dreißigtausend Gulden verpachtet. Die Erben dieses Finanzmannes, die weniger speculativ waren, hoben den Vertrag auf und nun gelangte Johannisberg als Eigenthum an das Bisthum Fulda. So genossen denn eine lange Reihe von Jahren die Domherren von Fulda allein das glückliche Privilegium den edlen Wein von Schloß Johannisberg auf ihrer Tafel zu sehen."

„Endlich brach die französische Revolution aus und die Ideen von Freiheit und Gleichheit erwachten bald auch an den Ufern des Rheins. Trotz der Weihe, die ihnen die Zeit verliehen hatte, wurden die alten Rechte vernichtet; Alles bekam eine neue Gestalt. Das Volk, dessen geistige Kräfte völlig in einer falschen Frömmigkeit aufgegangen waren, wachte durch Berührung mit andern Völkern aus seinem langen Schlafe auf und machte sich deren Ge-

bräuche und Ansichten zu eigen. Die Bewohner des wunderbar schönen Rheingaus, die bis dahin dessen fruchtbaren Boden nur mit Widerwillen bebaut hatten, sahen nun in dieser Arbeit ihr schönstes Vergnügen."

„Die Klöster wurden aufgehoben. Man war zu der Erkenntniß gekommen, daß die drei christlichen Confessionen Töchter einer und derselben Mutter seien, und die Volksstämme auf beiden Seiten des Rheins vermischten zum Theil ihre Institutionen, Sitten und Gebräuche so völlig, daß sie, ungeachtet der verschiedenen politischen Begrenzungen, nur ein einziges Volk zu sein schienen. Katholische Länder wurden von protestantischen Fürsten regiert, und katholische Fürsten liehen ihren protestantischen Unterthanen gleichen Schutz, wie ihren katholischen."

„Um diese Zeit der Säcularisirung geistlicher Güter fiel Fulda und mit diesem Bisthum Schloß Johannisberg an das Haus Oranien, welches gegenwärtig auf dem holländischen Throne sitzt. Als Napoleon den Rhein überschritt, änderte Johannisberg wieder seinen Herrn: der Eroberer schenkte das Schloß dem Marschall Kellermann. Nachdem endlich Napoleon vom Schauplatz der Welt verschwunden war, verlieh der Kaiser von Oestreich dies schöne Besitzthum dem Fürsten von Metternich, der noch heute dessen Eigenthümer ist."

Mit größter Zuvorkommenheit führt der gelehrte Kastellan von Johannisberg die Besucher in dem Schlosse herum; man kann Alles besichtigen, auch in dem Arbeitscabinet des Fürsten weilen. Uebrigens giebt es nichts besonders Merkwürdiges im Innern des Schlosses zu sehen,

aber tritt man auf den Hauptbalkon heraus, da wird man von Entzücken und Bewunderung hingerissen. Denn vor seinen Blicken sieht man auf einmal das ganze Herzogthum Nassau: zahllose Städte und Dörfer sind durch das grüne Band der Weinberge mit einander verbunden und seitwärts glänzt der breite und majestätische Rheinstrom, dessen romantische Ufer mit zaubervollen Ritterburgen geschmückt sind; dann erscheint Mainz mit seinen Gärten und endlich die großen Ebenen der Pfalz und in der Ferne der Donnersberg, dessen Gipfel sich in die Wolken verliert. Unter sich aber erblickt der erstaunte Fremdling die Reben von Johannisberg, deren Wein in der ganzen Welt berühmt ist, dessen köstliches Naß aber zu schlürfen nur wenigen Auserwählten vorbehalten ist.

Das Schloß von Luxenburg.

Die Gründung dieses Schlosses ist, den Geschichtschreibern zufolge, unter der Regierung Gratians erfolgt. Um dieses Denkmal alter Zeiten hat sich nach und nach die Stadt gruppirt, die einen prächtigen Anblick gewährt und, wenn man sie von dem Gipfel der Felsen, auf welche die Häuser gebaut sind oder von der Höhe der umliegenden Hügel aus betrachtet, den ganzen Luxus ihrer Festungswerke vor dem erstaunten Blicke entfaltet. Es ist also anzunehmen, daß der Ursprung dieser Stadt sehr alt ist, und nach der eigenen Chronik derselben war sie anfangs nur eine Zugehörigkeit des Schlosses.

Der ursprüngliche Name dieser Veste war Lützelburg, aus dem später Luxenburg entstanden ist.

Im Jahre 963 kaufte das damals in Ruinen liegende Schloß Siegfried, der erste Graf von Luxenburg, ließ es wieder aufbauen und dessen Stärke durch sieben mit Zinnen versehene Thürme erhöhen.

Bald nach diesem Neubau bildeten sich wie durch Zauberei am Fuße dieser Herrenwohnung durch die Thätigkeit einer gewerbfleißigen Bevölkerung, die sich hier

ansiedelte, zwei niedrig gelegene Stadttheile, wovon der eine „Grund" und der andere „Pfaffenthal" genannt wurde; zu gleicher Zeit wurde auch die erste Ringmauer der oberen Stadt erbaut. Ungefähr funfzig Jahre nach diesen Ortsvergrößerungen wurde eine zweite Ringmauer aufgeführt, welche mit der oberen Stadt auch die unteren Stadttheile einschloß.

Wer den Begebenheiten der neueren Geschichte seit funfzehn Jahren mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der wird zugestehen müssen, daß an Stadt und Festung Luxenburg, welches jetzt der Gegenstand von mancherlei Discussionen ist und einst die Ursache eines Krieges werden kann, — mehrere große Mächte Europa's Ansprüche haben.

Deutschland fordert es als sein Eigenthum, denn Wenzeslaus, Karl V. und Karl VI. haben alle drei bedeutend zur Vergrößerung der Stadt beigetragen.

Spanien kann auftreten und sagen, daß, als im Jahre 1671 der Graf von Montreal Statthalter der Niederlande war, es sich damit beschäftigt habe, die Lage Luxenburgs zu verbessern.

Frankreich hat ebenfalls seine Anrechte; denn unter der Regierung Ludwigs XIV. bauten Franzosen die Kasernen Vauban, Rham und zum heiligen Geist. (!)

Die Festung Luxenburg, deren Werke immer mehr vergrößert werden, gilt jetzt für eine der stärksten und stattlichsten ganz Europa's.

Die Geschichte der Stadt Luxenburg ist mit der des Schlosses eng verbunden, und so umgekehrt. Man findet

niemals dieses von jener getrennt, wenn man die Annalen der Geschichte durchblättert.

Die Bevölkerung der oberen Stadt mag ungefähr sechstausend Seelen zählen, die Garnison nicht mitgerechnet, die in Friedensjahren fünftausend und in Kriegszeiten funfzehntausend Mann beträgt.

Beinahe alle Straßen der oberen Stadt sind gerade und gut angelegt. In der Mitte liegt ein großer und schöner Platz, der mit einer doppelten Reihe wilder Kastanienbäume bepflanzt ist.

Von den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich namentlich das Stadthaus aus, in welchem sich die Behörden des Municipalrathes und der Regierung befinden.

Das Gebäude, in welchem jetzt die Gendarmerie kasernirt, diente ehemals zu einem Seminar, und die militairische Wirthschaftscommission nimmt das prächtige Gebäude, Grevenhaus genannt, ein.

Neben diesem letzteren liegt das Arsenal, in welchem sich das schwere Geschütz zur Vertheidigung der Stadt befindet, wie auch eine so große Anzahl Flinten, um zehntausend Mann damit bewaffnen zu können.

Die schönste Kirche Luxenburgs ist die von St. Peter, die unter anderen Gemälden auch das besitzt, welches die Tochter Siegfrieds, Kunigunde, Gemahlin Heinrichs, Herzogs von Burgund, darstellt, wie sie aus der Feuerprobe, von der Anklage ihren Gemahl verrathen zu haben gerechtfertigt, hervorgeht. Auch sieht man hier ein schönes Denkmal, das zum Gedächtniß des Königs Johann, der Blinde genannt, errichtet wurde. Man bemerkt daran fünf vortrefflich in Stein gemeißelte Trauer-

binden. Es giebt gewiß wenige Könige, deren Asche so oft aus einem Grabe in das andere geschafft worden ist, wie die des Königs Johann.

Die Chronik berichtet in Bezug auf dies Denkmal, daß als im Jahre 1744 ein Regiment Böhmen durch Luxenburg nach den Niederlanden marschirte und die Soldaten vernahmen, daß das Grabmal ihres Königs Johann in der Peterskirche sich befinde, sie dasselbe zu sehen wünschten und bei dieser Gelegenheit einen Stein gewaltsam vom Denkmal losrissen und ihn als heilige Reliquie mit sich nahmen.

Der Grund und die Anlage der jetzigen Fortificationen rührt von dem berühmten Festungsbaumeister Marschall Vauban her, der den Plan dazu im Jahre 1684 entwarf und nach dem sie auch zum größten Theile ausgeführt worden sind.

Zwischen den beiden unteren Stadttheilen liegt die Vorstadt Clausen; wenn man sich hier dem Eichthore gegenüber befindet, so sieht man die außerordentlich hohe und starke Ringmauer, über welcher die obere Stadt sich ausdehnt, gerade vor sich, sowie man nicht ohne Vergnügen das prachtvolle Militairhospital bemerkt, welches sich wie ein Riese aus der Mitte armseliger Wohnungen erhebt.

Der nördlich gelegene Stadttheil Pfaffenthal ward im Jahre 1705 beinahe ganz von einer Feuersbrunst verzehrt, und ein Jahrhundert später im Jahre 1807 erlitt das Stadtviertel „Grund" ein ähnliches Geschick

durch die Explosion eines Pulvermagazins bei dem Diedenhofener Thore (Porte de Thionville).

Auf den riesenhaften Felsenmassen, welche gewissermaßen über den Stadttheil „Grund“ hängen, liegen die schönen Kasernen von Rham, die auf einer Seite durch Wälle, auf der andern durch steile Abgründe hinlänglich geschützt sind.

Endlich müssen wir noch der Vorstadt Clausen erwähnen, in welcher die schönen Ruinen des Schlosses des Grafen von Mansfeld, eines Gouverneurs von Luxenburg, liegen, der im Jahre 1665 den Grundstein dazu legte.

Im sechzehnten Jahrhundert fand man in dieser Vorstadt bei Nachgrabungen viele römische Alterthümer und jetzt kann man deren noch in Wänden von Häusern eingemauert sehen. Karl V. ließ die Vorstadt im Jahre 1531 beinahe gänzlich zerstören, ebenso die Abtei, welche am Münsterplatz lag. Auch gab er Befehl das alte Schloß Lützelburg zu schleifen, welches zur Vertheidigung des Platzes bedeutend beigetragen hatte.

Zehn Jahre später eroberten die Franzosen Luxenburg; der Herzog von Nassau nahm es ihnen wieder, aber ein Jahr darauf fiel es nochmals in ihre Hände, bis es endlich Karl V. 1544 mit Sturm nahm und die Festung nun im Besitz der deutschen Kaiser verblieb.

Im grauen Alterthume wurde die Provinz Luxenburg von Gaugrafen regiert, deren erster, wie wir schon gesagt haben, Siegfried hieß, ein Graf von Ardennes war und im Jahre 998 starb.

Während der Regierung der Elisabeth von Görlitz, der Wittwe des Herzogs von Anjou, die ein ungestümes, tyrannisches Weib war, brach einmal ein Aufstand im Herzogthum aus. Sie trat deshalb alle ihre Rechte an den Herzog Philipp von Burgund ab, unter der Bedingung jedoch, daß er sich mit dem Herzog von Brabant, der ebenfalls Ansprüche an Luxenburg hatte, verständige.

Sie zog sich nun nach Dijon zurück und verhandelte hier abermals im Jahre 1431 ihr Herzogthum an den Herzog Wilhelm von Sachsen. Nun entstand ein Krieg, in welchem die Burgunder die Oberhand behielten; der Herzog von Sachsen schloß einen Vertrag mit dem von Burgund, welcher nun, und in Folge einer Abdicationsurkunde von Seiten der Herzogin Elisabeth, Herr von Luxenburg wurde. Diese nahm später ihren Aufenthalt in Trier, wo sie, tief verschuldet und vom Volke gehaßt, im Jahre 1451 starb.

Nach dem im Jahre 1477 erfolgten Tode des burgundischen Herzogs Karls des Kühnen fiel Luxenburg, in Folge der Vermählung des deutschen Kaisers Maximilian mit der Prinzessin Marie, der einzigen Tochter und Erbin Karls, an das Haus Oestreich.

Das ist der kurze Abriß der Geschichte Luxenburgs, um dessen Besitz sich Holland und Belgien unlängst bekämpften.

Das Schloß von Stirling
in Schottland.

Wenn der Reisende, welcher die malerischen Regionen Schottlands durchwandert, ein Freund der Dichtungen Ossians ist und ein Bewunderer Walter Scott's, dieses so anziehenden Erzählers, dieses vortrefflichen Landschafts- und Architecturmalers, wenn er sich gern in sinnige Betrachtung altberühmter Burgen vertieft: so wird er bei seiner romantischen Pilgerfahrt gewiß nicht vergessen, auch dem altergrauen Wohnort der ehemaligen Könige von Caledonien seinen Besuch abzustatten. Schottland erfreut das Herz des Reisenden vorzüglich durch den Anblick der originellen Wohnungen, welche hie und da an Seeen und auf Bergen zerstreut liegen. Es ergreift die Seele mit einem eigenthümlichen Zauber, wenn man ein königliches Schloß auf einem steilen Felsen mit gothischen Thürmchen umgeben thronen sieht, denn in den Mauern desselben haben sich gar manche mysteriöse oder kriegerische Handlungen, deren erstes Urbild Fingal ist, im grauen Alterthume zugetragen.

Laßt uns einen der Thürme des alten Schlosses Stirling, der Residenz der caledonischen Fürsten, besteigen.

Wenige Aussichten kommen der gleich, welche man von der Höhe dieser Thürme genießt. Zu euren Füßen erblickt ihr zwei Flüsse, die mit ungestümer Schnelligkeit dahin fließen; der eine ist der Neith, der andere der Forth. Ossian hörte sie beide rauschen.

Ueber den Forth ist in kühnen Bogen eine Brücke geworfen, welche die zwei fernen Ufer verbindet, die sich hier dergestalt weithin ausdehnen, daß der Strom ein großartiges Ansehen gewinnt, das an die Nähe des unermeßlichen Oceans erinnert.

Diese Brücke ist ein Schutz für den Fischer von den nahen Felseninseln gegen die Stürme, die gewöhnlichen Gäste dieser majestätischen und wilden Natur. Aus der Mitte brausender Wogen von azurgrüner Farbe taucht hier und da ein Inselchen auf: für den Fremdling ein Anblick von wunderbarer Wirkung. Diese Inseln sind unfruchtbar, denn sie sind nur Felsen; aber doch hat man auf einen dieser den Orkanen trotzenden Felsenkegel einen köstlichen Wohnsitz gebaut, das Schloß Craigfort nämlich.

Oestlich von Stirling folgt das Auge mit Entzücken den Windungen des Allern, eines von altschottischen Balladen-Dichtern gefeierten Baches, der sich gleich einem Silberfaden zwischen Hügeln, Gebüschen und bewundernswerthen Gebäuden dahin schlängelt.

Wendet man den Blick südlich, so sieht man unmittelbar unter sich die Stadt Stirling, deren Straßen aus einem sonderbaren Gemisch von verfallenden Palästen und kleinen mit dem grünen Laube des Ginster bedeckten Hüt-

ten bestehen. Aus der Mitte dieses Häuserhaufens erhebt kühn eine gothische Kirche ihren edlen Bau empor; bewundernswerth ist der Thurm an derselben, welcher bis an die Spitze hinauf von Steinen in durchbrochener Arbeit ist. Bei hellem Wetter spiegeln ihn die klaren Wellen des Reith zurück.

Ein Halbkreis von Bergen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt sind, entfaltet sich im Norden der Stadt. Die Gipfel dieser Schneekuppen sind zum Theil in den faltenreichen Mantel grauer Wolken gehüllt.

Solch' eine Lage hat das Schloß, auf dem einst die Könige von Schottland ihr glorreiches Leben hinbrachten; an solchen Umgebungen erfreute sich ihr Blick; von hier aus beherrschten sie ein Königreich.

Stirling theilte mit den Schlössern Dumferline und Linlithgow die Ehre den schottischen Souverainen einen Theil des Jahrs über Schutz und Schirm zu sein, nämlich von der Eroberung Englands durch die Normannen an bis zu Jacobs I. Rückkehr aus der Gefangenschaft.

Stirling war eine der Hauptvesten des Königreichs; auch haben sich die Engländer und Schotten auf den nahen Ebenen furchtbare, erbitterte Schlachten geliefert. Die Annalen der Geschichte zählen mehr wie zwölf Schlachten auf, die in der Nähe Stirlings zwischen diesen beiden Völkern gekämpft wurden.

Unter diesen war die von Bannockburn, in welcher die Herren von Stirling den Sieg davon trugen, die berühmteste. Von dieser Zeit an wurde die Stadt ein wichtiger Ort der schottischen Geschichte.

Wir wollen mit wenigen Worten die Waffenthaten des alten Schottlands, die sich vor seiner ersten Hauptstadt zutrugen, skizziren.

Schon William Wallace hatte sein Vaterland heldenmüthig gegen die Engländer vertheidigt. Aber ungeachtet seiner Anstrengungen gelang es Eduard I., König von England, in's Herz Caledoniens zu dringen und im Lande seine Fahne aufzupflanzen.

Doch fand er hier in Robert Bruce einen Gegner, der William Wallace würdig war. Beseelt von außerordentlicher Tapferkeit und von der Liebe zur Freiheit begeistert, trat Bruce den Feinden seines Vaterlandes entgegen und vertrieb sie an der Spitze seiner Schotten von dem heimathlichen Boden. Nur die Veste Stirling, die im Namen Eduard's II. von Philipp Mowbray befehligt wurde, war noch in ihren Händen.

Der Bruder von Robert Bruce, Eduard, schloß sie mit seinen Truppen ein, aber Mowbray, der mehr die Hungersnoth als den Feind fürchtete, machte sich verbindlich sie den Schotten zu übergeben, wenn er bis zur Sommerzeit keine Mundvorräthe erhalten hätte.

Eduard Bruce war so großmüthig dem edlen Bretonen zu erlauben sich nach London zu begeben, um sich wegen einer Capitulation Raths zu erholen. Wer so gegen seinen Feind handeln konnte, mußte auf die Kraft und Tapferkeit seiner Landsleute sicher rechnen können. Der König von England besaß außer seinen Staaten damals noch das Land Wales, Irland und einen Theil Frankreichs. Er konnte folglich zahlreiche Truppen zusammenziehen und wie es schien, leicht den kleinen Hau-

fen der Bergbewohner, die zu stolz auf ihre ersten Siege waren, zu Paaren treiben.

Robert Bruce sah mit Schrecken die Gefahr, in welche die Kühnheit seines Bruders das Land gebracht hatte, und er stellte Alles Gott und seinem Glück anheim.

Glücklicherweise lebte Eduard I. nicht mehr. Eduard II., sein Sohn, war ein in den Armen der Wollust liegender, träger Fürst, ein Spielball von Günstlingen, die seinen unentschlossenen Geist beherrschten. Dieser eines großen Mannes unwürdige Sohn zauderte und schwankte, und erst nach langem Aufschub entschloß er sich eine zahlreiche Armee zusammenzuziehen. Es wäre um Bruce und Schottland geschehen gewesen, wenn er einen schnellen, kräftigen Angriff auf die schottischen Truppen gerichtet hätte.

Eduard des Ersten hauptsächliche Stärke bestand in seiner blitzschnellen Handlungsweise. Eduard II. ließ sich die beste Gelegenheit entgehen, und nur dessen Nachlässigkeit hatte Schottland damals seine Rettung zu verdanken. Als sich endlich der König von England in Marsch setzte an der Spitze seines Adels, einer Reiterei, welche ihre ersten Waffenthaten auf den Ebenen der Normandie und Flanderns abgelegt hatte, und jener durch ihre Gewandtheit und Schnelligkeit so berühmten Bogenschützen, da hatten sich die Schotten dreißigtausend Mann stark bereits versammelt, zwar mit unbedeutenden Kriegsrüstungen, aber Robert Bruce war ihr Führer. Sein Bruder Eduard brannte vor Ungeduld seinen Fehler wieder gut zu machen; seinen Neffen Randolph, seinen treuen Douglas hatte er zur Seite. Diese waren die größten und heldenmüthig-

sten Krieger, die Caledonien jemals erzeugte. Robert Bruce wollte nicht den ganzen Erfolg von der Tapferkeit seiner Kampfgenossen allein verlangen, sondern er nahm auch seine Zuflucht zur Kriegslist.

Bei Stirling giebt es eine Ebene, welche der Park genannt wird; Sümpfe und von Gießbächen eingefurchte Schluchten umgeben sie von allen Seiten. Nur der sogenannte Park allein besteht aus trocknem, festem Grund und Boden.

Der schottische Fürst ließ hier auf dem Schlachtfelde da, wo er annahm, daß die feindliche Reiterei agiren würde, eine Menge zwei Fuß tiefer Löcher graben. Dann ließ er sie mit Dorngestrüpp ausfüllen und leicht mit Rasen bedecken, damit das Terrain dem Feinde eben und leicht zugänglich erschiene, während es doch überall Fallen und Vertiefungen verbarg. Um diese gut ersonnene Kriegslist noch wirksamer zu machen, wurden an verschiedenen Stellen noch Fuchseisen gelegt, um die Pferde dadurch zum Kampfe unfähig zu machen.

Der rechte Flügel der schottischen Armee lehnte sich an den Fluß Bannockburn, dessen steile Ufer sie vor Ueberfall beschützten. Der linke Flügel dehnte sich nordwärts bis unter die Mauern von Stirling aus.

Auf diese Weise aufgestellt, konnten die Schottländer der stolzen englischen Armee, die in ihren schönen Rüstungen strahlte, Tausende von edlen Herren und Rittern mit ihren Wappenfähnchen in ihren Reihen zählte und die stolzesten mit Eisen und reichem Geschirr überladenen Rosse besaß, am 24. Juni 1314 die Schlacht anbieten.

Diese prächtige Versammlung edler Krieger wurde gänzlich in die Flucht geschlagen.

In der Umgegend vor Stirling erinnern hundert Stellen noch an diesen merkwürdigen Kampf.

Rechts von der Stadt bezeichnet man das Feld, auf welchem der Abt von Inchaffray die Schotten zum Gebet ermahnte.

Während sie auf den Knieen lagen und beteten, rief Eduard II. aus: „Sie bitten um Gnade.“ Hierauf antwortete der Baron Ingelram von Umphraville: „Ja, Gott bitten sie darum, nicht uns.“

Neben diesem Felde sieht man die Stelle, wo Robert Bruce, der ein kleines Pferd ritt und nur mit einer Streitart bewaffnet war, den Tag vor der Schlacht den Baron Heinrich von Bohun, der die Verwegenheit gehabt hatte sich zu rühmen durch einen einzigen Lanzenstoß den Krieg zwischen England und Schottland zu beendigen, erschlug.

Auf dem Wege, welcher längs dem Schlosse hingeht, trotzte Randolph mit seinen Tapfern tausend Mal dem Tod, indem sie den Lord Clifford verhinderten der englischen Besatzung Unterstützung zu bringen.

Die schottische Dienerschaft und die Führer mit der Bagage hatten sich fern vom Schlachtfelde hinter die Höhen von Gilles-Hill zurückgezogen. Plötzlich zu Ende des Kampfes erschienen sie als eine Verstärkung der Truppen und entschieden den Sieg vollständig zu Gunsten der Schottländer.

Tausend andere Erinnerungen drängen sich in den Umgebungen Stirlings dem Freunde der Geschichte auf.

So zum Beispiel zeigten alte Männer viele Jahre nach der Schlacht noch den Weg, auf welchem der tapfere Douglas den englischen Monarchen verfolgte.

Da wir von den glorreichen Begebenheiten der Geschichte des Schlosses von Stirling gesprochen haben, dürfen wir der Unparteilichkeit wegen eine andere nicht unerwähnt lassen, die allerdings keinen Glanz auf seine alten Mauern wirft.

In den Gemächern des Schlosses Stirling geschah es, daß Jacob II. (wegen eines großen Feuermaales, das einen Theil seines Gesichtes bedeckte, Feuergesicht genannt), im Jahre 1552 mit eigener Hand den Grafen Archimbald von Douglas erdolchte, weil er sich zum Rival des Königs aufgeworfen, sich eigenmächtig mit der Würde eines Generallieutenants des Königreichs bekleidet hatte und weil sein unruhiges, wildes, aufrührerisches Gebahren dem Monarchen große Furcht einflößte.

Zu diesem Schritt von dem ehemaligen Regenten des Königreichs, Sir Patrick Gray, der sich an Douglas wegen eines an einem von Gray's Verwandten begangenen Mordes rächen wollte, veranlaßt, legte Jacob dem Grafen eine Schlinge, indem er ihn freundschaftlich einlud, zu ihm auf das Schloß Stirling zu kommen.

Diese Einladung beunruhigte die Freunde Archimbald's: sie argwohnten Verrath. Aber der Graf verschmähte ihre wohlmeinenden Rathschläge und begab sich auf das Schloß, indem er auf Treu und Glauben des Monarchen rechnete. Doch dieser empfing seinen Gast mit einen Dolch in der Hand, den er ihm in's Herz

stieß. Der Leichnam Archimbald's wurde nicht einmal beerdigt, so sehr hatte ihn der König gehaßt. Es sind kaum funfzig Jahre her, daß man im Schloßgarten von Stirling in der Nähe des Fensters, wo die Ermordung stattgefunden hatte, die Gebeine dieses Verschwörers wiederfand, dessen Henker sein eigner König gewesen war.

Jacob V. bewohnte gleich seinen Vorgängern Schloß Stirling. Er hatte die Gewohnheit, unter einem angenommenen Namen und in Bauerkleidung im Lande umherzugehen und seine Unterthanen, ohne daß sie ihn kannten, auszuforschen und zu befragen.

Auch der Sohn des Vorgenannten, Jacob VI., bewohnte Stirling, wo er geboren und getauft worden war. Er verschönerte namentlich die Stadt sehr, welche aber von der Regierung dieses Fürsten an der Hauptschauplatz des mit Erbitterung geführten Krieges wurde, der Schottland über hundert Jahre lang verwüstete.

Es ist fast unmöglich heutzutage in den Trümmern Stirlings die ehemalige Hauptstadt Caledoniens wieder zu erkennen; die Paläste sind wüste und leer, oder zerfallen, und man kann nicht muthmaßen, daß sich hier jemals königliche Pracht entfaltet habe.

Unter den vergoldeten Plafond's wohnt jetzt der Landmann; er hat die Tanz- and Prunksäle, ohne sich an irgend eine historische Erinnerung zu kehren, in Treibhäuser und Viehställe umgewandelt.

Auch das Schloß selbst ist nur noch eine imposante Ruine; kaum kann der Platzcommandant noch ein passendes Quartier darin finden. Der Saal, in welchem

das Parlament seine Sitzungen hielt, ist ganz zusammengestürzt; nur die eichenen Thüren sind noch vorhanden mit ihren Sculpturen und schwer zu entziffernden Inschriften. Auch bemerkt man unter den Trümmern Basreliefs und Statuen, welche in ihrer Bildungsweise an den egyptischen Styl erinnern, woraus man die Vermuthung schöpfen will, daß Handelsgeist und abentheuerlicher Sinn die Phönicier selbst bis an die Mündungen des Forth getrieben habe.

Das Schloß Stirling ist also nur noch ein Trümmerhaufen, aber er ist ehrwürdig als Ruhmes- wie auch als Zufluchtsstätte gefallener Größe. Denn in des Schlosses Glanzperiode lebte das berühmte Geschlecht der Bruce hier, und als es bereits altersschwach geworden war, gewährte es den Stuarts Schutz gegen alle die Stürme, von denen ein königliches Dasein nur bedroht werden kann.

Das Schloß Belem.

Die Ufer des Tajo sind prachtvoll und der Anblick Lissabons von der Seeseite ist anmuthig und grandios zugleich; ja es giebt wenig Städte, die sich hierin mit der Hauptstadt Portugals messen können. Je mehr man sich ihr nähert, desto einladender erscheinen die umliegenden Hügel, desto lockender alle ihre Umgebungen. Auch sind die Portugiesen in ihre Capitale ganz vernarrt, nennen sie die schönste Stadt der Welt und rufen oftmals aus: „Wer Lissabon nicht gesehen hat, der hat nichts gesehen!“

Man muß dem Volksgeiste eine solche Uebertreibung in dem, was es Schönes und Bewundernswerthes zu besitzen glaubt, verzeihen. Portugiesische Schriftsteller haben sogar behauptet, Lissabon sei auf sieben Hügeln erbaut, damit es nur in etwas mit dem alten Rom Aehnlichkeit habe. Jedoch drei Hügel hat die Stadt, die kann ihr Niemand streitig machen.

Der erste beginnt bei der Alcantarabrücke, grenzt an den westlichen Stadttheil und dehnt sich bis zur St. Benedictstraße aus. Die Wohnungen auf diesem ziemlich hohen Hügel werden sehr gesucht, weil hier die reinste Luft

in ganz Lissabon weht. Der zweite ist eine Fortsetzung des ersten und wird von diesem nur durch ein kleines Thal getrennt. Vor dem weltbekannten Erdbeben von 1755 waren auf diesem Hügel die meisten Straßen zusammengedrängt. Dieses Erdbeben zerstörte den Stadttheil von Grund aus.

Es ist merkwürdig, welche sonderbare Wirkungen diese entsetzliche Naturerscheinung hervorbrachte. In den Niederungen wurde Alles aufgewühlt und zerstört, während die auf dem steilen Abhang des Hügels liegenden Straßen von keiner Erschütterung berührt wurden. Der dritte Hügel beginnt in der Nähe des Schlosses von Lissabon und dehnt sich nach Osten zu terrassenförmig bis an's Ende der Stadt aus.

Das Schloß heißt Belem; es ist eine kleine unbedeutende Veste und nur brauchbar, um einen jähen Handstreich abzuwehren. Belem ist eng mit Lissabon verbunden und zwar dergestalt, daß man die Scheidelinie zwischen beiden kaum bemerkt. Ein Fremder, der nach Belem geht, wird nicht glauben Lissabon verlassen zu haben. Man kann das Schloß mit seinen Nebengebäuden als eine Art Marktflecken betrachten.

In den frühern Zeiten bewohnte es die königliche Familie, als es aber theilweise einer Feuersbrunst zur Beute geworden war, verließ es diese und bezog Queluz. Später wurde es wieder auf seinen festen Grundlagen aufgebaut und bietet am Hafen gelegen eine reizende Aussicht dar. Auch ist in der Nähe ein Hieronymiterkloster, das vom König Dom Manuel gegründet wurde. Es ist ein höchst originelles Gebäude; denn der Architect hat ver-

sucht alle möglichen Baustyle in ihm zu verschmelzen. Unter der Menge von Pfeilern, von denen seine Hallen getragen werden, giebt es nicht zwei, die sich ganz ähnlich wären.

Unterhalb Belem steht ein viereckiger mit Kanonen besetzter Thurm, vor dem kein Schiff vorbei segeln kann, ohne vorher einer strengen Controle unterworfen worden zu sein.

Nordwestlich von Belem erhebt ein Gebirge seine hohen, steilen Gipfel und schließt den Gesichtskreis der herrlichen Landschaft, welche man von Belem aus vor Augen hat. Dieß sind die Berge von Cintra.

Der Weg dahin ist still, traurig, menschenleer und steinichten Bodens, aber die Umgebungen ändern sich, wenn man in die Nähe von Cintra kommt.

Da giebt es hübsche Landhäuser, Citronenwälder voll berauschender Wohlgerüche und klare Bäche, die nach allen Seiten hin die mit duftenden Blumen geschmückten Wiesen durchschlängeln.

Auf einem Felsenabhang hängt ein Kloster gewissermaßen in der Luft; auf einem andern Hügel erblickt man die Ruinen eines alten maurischen Schlosses, die Wind und Wetter trotzen. Mehrere Könige von Portugal haben den Palast von Cintra bewohnt, in welchem 1808 die Capitulation unterzeichnet wurde, kraft welcher die französischen Armeeen das Königreich zu räumen hatten.

Indem wir von Schloß Belem sprechen wollen, dehnen wir unsre Bemerkungen über Lissabon und Umgegend vielleicht zu sehr aus; aber oft machen die Umgebungen eines Ortes dessen größten Reiz aus, während es ohne diese zur Unbedeutendheit herabsänke. Denn die Geschichte

des Schlosses Belem ist eng verbunden mit der des Volks und es ist unmöglich hier eine Geschichte dieser ehemaligen Königswohnung allein und getrennt zu geben. Wir wollen daher lieber in diese Schilderung eine Episode einflechten und von der Feier der portugiesischen Faschings- und Fastenzeit sprechen, bei welcher Gelegenheit sich oft sonderbare Scenen im Schlosse Belem zugetragen haben.

Nirgends vielleicht giebt die Carnevalswoche zu größern Extravaganzen und Thorheiten Veranlassung, als in Portugal; sie bestehen hauptsächlich in groben und gemeinen Vergnügungen, denen sich zu dieser Zeit selbst Frauen und sittsame junge Mädchen hingeben. Ein großes Ergötzen finden die Portugiesen unter andern darin sich an diesen Tagen gegenseitig mit Erbsen, Bohnen zu werfen, mit Mehl zu bestreuen und sich einander Wasser über den Kopf zu gießen. Solche läppische Spielereien finden sowohl auf den Straßen wie in den Häusern Statt. Das Volk wirft sogar mit Apfelsinen, und da es damit durchaus nicht zart umgeht, so wird ein solcher Wurf manchmal lebensgefährlich. Das ist noch nicht Alles: man wirft Kanonenschläge und Raketen den Equipagen zwischen die Räder und den Pferden zwischen die Beine, man bedeckt die Köpfe der Rosse und der Kutscher mit Körben, und Lust und Freude erreicht den höchsten Grad, wenn der Kutscher von dem Bocke fällt und die Pferde durchgehen. Ganz kürzlich erst warf eine Braut von guter Familie nach ihrem Verlobten, der ein Cabriolet fuhr, eine Orange; sie traf aber den Kopf seines Pferdes, das sich bäumte und durchging; der unglückliche junge Mann

fiel in Folge eines jähen Rucks aus dem Wagen, brach das Genick, und das Volk — jauchzte Beifall.

Da man mit diesen artigen Späßen Niemanden verschont, so wäre es am allerbesten in der Carnevalszeit gar nicht aus dem Haus zu gehen; unglücklicherweise aber erreicht man dadurch den beabsichtigten Zweck nicht, denn im Innern der Häuser geht's noch schlimmer zu. Man muß sich in seiner Wohnung manchmal auf einen wahrhaften Kampf gefaßt machen. Am besten ist es, man zieht seine schlechtesten Kleider an, hält dann auf seinem Zimmer immer mehrere Eimer voll Wasser in Bereitschaft, ein Faß voll Mehl und Erbsen, und ein paar tüchtige Spritzen. Dann mag der Feind nur heranrücken! Die Bedienten verfolgen mit Erbitterung die jungen Leute, die ihrerseits ihre Rock- und Hosentaschen mit Mehl anfüllen, um, wenn sie in ein Haus eintreten, sich gehörig vertheidigen zu können. Das Gefecht dauert manchmal mehrere Stunden und die Kämpfer ziehen sich nur dann erst zurück, wenn ihre Vorräthe gänzlich erschöpft und sie selbst bis auf die Knochen durchnäßt sind. Die Sittsamsten begnügen sich den sie Besuchenden Hut und Handschuhe mit Mehl zu füllen, ihre Rockschößen zusammen zu nähen, oder ihnen auf den Rücken Papierfetzen in Form von Zöpfen ꝛc. zu befestigen. Gegen alle diese Narrheiten haben weder die Verbote der Policei noch die Fortschritte der Civilisation etwas vermocht und nur bei den jetzigen politischen Revolutionen und unglücklichen Zeitläuften haben sie ein wenig in ihren Ausschreitungen nachgelassen. Wenn sich die Portugiesen mit Flinten und Kanonen bekämpfen, da ergötzt es sie weniger nach den Vorüber-

gehenden Erbsen und Orangen zu werfen. Auch geben sie seit einigen Jahren weniger für Apfelsinen, Erbsen, Bohnen und Mehl aus, und die an den alten Sitten festhaltenden Portugiesen klagen sehr über die merkliche Abnahme der Vergnügungen der festa de Emvado, wie sie diese sonderbare Ergötzlichkeit nennen. Man hat sie schon durch Maskeraden ersetzen wollen, sie haben aber nicht gefallen und das Volk ist wieder zu seinen alten Sitten zurückgekehrt.

Sind diese Saturnalien vorbei, so geht Alles wieder seinen ordnungsmäßigen Gang: die Frauen nehmen wieder ihr zurückhaltendes Wesen an und das junge Mädchen, welches sich gestern noch frei und ungezwungen bewegte, erlaubt sich heute kaum ein Wort an irgend einen Freund des Hauses zu richten. Nun hat die traurige Fastenzeit begonnen, die ehemals so streng beobachtet und deren Monotonie einzig und allein Freitags durch eine Procession und Dienstags und Donnerstags durch Darstellungen religiöser Schauspiele unterbrochen wurde, Schauspiele, welche viel Aehnlichkeit mit den Mysterien, Narrenfesten 2c., die man im Mittelalter in allen katholischen Ländern aufführte, hatten und in denen das Possenhafte mit dem Ernsten und das Weltliche mit dem Heiligen vermischt war.

Das Schloß von St. Elme in Neapel.

Neapel hat drei Hauptfestungen, wovon zwei dazu bestimmt sind die Hauptstadt gegen von der Seeseite kommende Angriffe zu schützen. Das Schloß St. Elme aber kann eher als ein Werkzeug der Macht, um eine unruhige Bevölkerung im Zaume zu halten, als ein Vertheidigungsmittel gegen äußere Feinde betrachtet werden.

Dieß Schloß, dem die meisten Reisenden fälschlich den Namen St. Elme beilegen, heißt eigentlich St. Erme (Diminutiv von Erasmus) nach einer Kapelle, die diesem Heiligen gewidmet war und früher den Platz des Schlosses einnahm. Es ist auf einem hohen Felsen erbaut im Nordwesten Neapels, das es nach allen Seiten hin beherrscht. Zuerst bestand es nur aus einem einzelnen Thurm, der von normännischen Fürsten gegründet ward. Karl II. machte daraus eine Festung, die im Jahre 1518, als Lautrec Neapel belagerte, noch bedeutend vergrößert wurde. Karl V. erhob sie zu einer Veste ersten Ranges, die Philipp V. durch neue Werke noch verschönerte. Das ganze Bauwerk stellt jetzt eine sechseckige Form dar von ungefähr hundert Toisen Durchmesser, bestehend aus sehr

hohen Mauern mit einem Außenwall, Minen und Gegenminen, die es umgeben. In der Mitte des Schlosses ist ein außerordentlich großer Waffenplatz mit einer furchtbaren Artillerie besetzt; auch liegt immer eine zahlreiche Garnison in der Festung.

Unfern des Forts St. Elme liegt das ehemalige Karthäuserkloster St. Martin, welches jetzt zu einem Invalidenhaus eingerichtet worden ist. Die Lage dieses Gebäudes ist wahrhaft entzückend: von hier aus sieht man auf einmal ganz Neapel, den einzig schönen Golf, mit dem nur der Bosphorus bei Constantinopel verglichen werden kann, die schönen Hügel von Pausilippo und Capo di Monte und jenen fruchtbaren Landstrich, der sich bis nach Caserta hin ausdehnt und dem man mit Recht den Namen „glückliches Land" beigelegt hat. In der Ferne erblickt man die tiphatinischen Berge und hinter ihnen die majestätischen Apenninen, von denen der rauchende Gipfel des Vesuv abgesondert steht. Am Fuße des Vulkans und an dem Meerbusen hin entfalten sich die herrlichen Orte St. Joanno, Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata. Das Gebirge von Sorrent und Vico, das Vorgebirge Massa und die zauberischen Inseln Nisida, Ischia, Procida und Capri schließen am fernen Horizonte diese prachtvolle Perspective.

Von dieser bezaubernden Aussicht hingerissen, beneidet man das Loos dieser alten Soldaten, welche in dieser Karthause einen Zufluchtsort und eine friedliche, stille Existenz gefunden haben; aber bald schwindet diese glückliche Täuschung, denn geht man einige Schritte weiter, so bemerkt man, daß die Karthause von St. Martin nicht

blos ein Asyl des Muthes und treuer Dienste, sondern auch des Schmerzes und aller Leiden, welche die Menschheit betrüben, ist: nämlich ein Militärhospital.

Die Martinskirche ist ohne Widerrede die schönste Neapels. Man sieht hier, was bei den Gebäuden der Hauptstadt beider Sicilien so selten der Fall ist, Reichthum des Schmucks, Geschmack, Pracht und edlen Styl vereinigt. Die Kapellen sind mit den köstlichsten Sculpturen und mit basalt'nen Rosetten geziert, die, wenn man sie berührt, Töne von sich geben, welche denen der Harmonica sehr ähnlich sind. Die hier befindlichen Meisterwerke der Malerei erheben diese Kirche zu einem wahren Museum. Unter einer herrlichen Wölbung von Lanfranc erblickt man an den Pfeilern die Figuren der zwölf Apostel, an denen Espagnolet die ganze Kraft und Hoheit seines erhabenen Pinsels gezeigt hat, und den Hauptaltar schmückt ein herrliches Gemälde, die Geburt Christi darstellend, das letzte Werk Guido Reni's, dessen Hand, ehe sie es vollendete, der eisige Tod erfaßte.

Die Engelsburg.

Man hat Rom eine unermeßliche Ruine genannt, die mit Begeisterung von den ruhmreichen Tagen der Vergangenheit erzählte. Diese Behauptung klingt sehr schön, aber ihre Richtigkeit ist zu bestreiten. Während alle gesunkenen Städte sich nicht wieder von ihrem Fall erhoben haben, bewahrt Rom, das so oft verwüstete, ewig einen glänzenden Strahlenkranz.

Ist es nicht noch immer die ewige Stadt?

Hat sie nicht ihre Paläste, ihre Tempel? Wenn sie auch keine Krieger mehr besitzt, um das Blut der Völker zu vergießen, so stehen ihr doch Legionen zur Seite, die in ihrem Namen erobern und das Reich des Geistes und der Civilisation zu vergrößern oder zu erhalten suchen *).

Die Bemerkung verdient Beachtung, daß in Rom Alles, selbst bis auf die Zuchthäuser hinab, majestätisch

*) Was diese Ansicht betrifft, so wolle man die kleine Schrift: „Christus und der Papst, oder das Evangelium und seine Diener. Von J. B. Bouché. A. d. Franz. von L. H." 1846 gefälligst lesen. — Anm. d. Uebers.

ist. Ein solches ist die Engelsburg jetzt. Sie wurde vom Kaiser Hadrian erbaut und für sich und seine Nachfolger zum Mausoleum bestimmt, da er auf die Grabstätte, welche Augustus für seine Nachkommen hatte aufführen lassen, verzichtete.

Die Säulen dieses Grabmals der Cäsaren wurden, gleichzeitigen Autoren zufolge, von Constantin dem Großen zur Erbauung der St. Paulskirche mit verwendet und die herrlichen Statuen derselben dienten der Armee Belisars als Wurfgeschosse gegen die Gothen.

Dieses kaiserliche Grabmal wandelten die Päpste Benedict XI. und Urban VIII. in eine Festung um, und legten ihr den Namen Engelsburg bei.

Es ist sonderbar, daß die Fortificationen desselben von Bonifacius IX. mit dem Gelde angefangen wurden, welches ihm die Römer gegeben hatten, um das große Jubiläum würdig feiern zu können.

Die Päpste, welche auf Bonifaz folgten, hielten fest den Plan im Auge eine Citadelle daraus zu machen, deren äußerer Anblick auch vollkommen ihrer wirklichen Stärke und Bedeutsamkeit entspricht.

Ein langer bedeckter Corridor, dessen starkes, gut ausgeführtes Gemäuer von schöner Wirkung ist, durchschneidet die Colonnaden des Petersplatzes und verbindet den Vatican mit dem Schlosse, damit die Herrscher Rom's im Fall einer Revolte hier sogleich eine sichere Zufluchtsstätte finden können.

Die unterirdischen Räume dieser Citadelle werden sehr gerühmt. Es sind jedoch nicht blos Banditen oder überhaupt schwere Verbrecher, welche hier in Haft gebracht

werden, denn in Rom wird die Zuchthausstrafe schon bei höchst unbedeutenden Vergehen in Anwendung gebracht, zum Beispiel bei Schlägereien und Straßenlärm.

In die Engelsburg wurde auch der Zauberer Cagliostro eingesperrt. Man erzählt, daß die Mauern seines Gefängnisses mit hieroglyphischer Bilderschrift ganz bedeckt war, eben so, daß dieser Mann hier das Vertrauen vieler Personen, die überspannten Geistes waren, lange Zeit mißbrauchte.

Cagliostro versuchte eines Tages sich vermittelst eines schrecklichen Verbrechens aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Er gab nämlich vor von einer tödtlichen Krankheit befallen zu sein und verlangte den Beistand seines Beichtvaters.

Der Mönch kommt in seine Zelle und Cagliostro beginnt die Beichte mit schwacher, ersterbender Stimme. Plötzlich wirft er sich auf den Beichtiger und will ihn erwürgen, um dessen Kleider anzuziehen und in solcher Verkleidung zu entwischen. Aber der Mönch wehrt sich seiner Haut und ruft die Wache zur Hilfe. Cagliostro wurde nun nach Civita-Vecchia gebracht, wo er kurze Zeit darauf starb.

Die Bevölkerung Rom's traute diesem gewandten Betrüger eine so furchtbare Macht zu, daß sie nichts anderes erwartete, als er würde alles mögliche Unheil auf ihre Stadt herabbeschwören.

Der Henker, dem befohlen war den Degen des vorgeblichen Zauberers zu zerbrechen und seine Papiere zu verbrennen, wagte kaum daran zu rühren und verrichtete endlich nur mit abgewendetem Gesicht, was seines Amtes war.

Wer die Engelsburg besucht, der versäumt gewiß nie die Plateform zu besteigen, von welcher man eine entzückende Aussicht hat. Wenn man die Blicke senkt, so bemerkt man im Innern des Schlosses die Spuren der

Nachgrabungen, die hier unternommen worden sind und zur Entdeckung der alten Pforte des Grabmals, sowie des spiralförmigen Weges geführt haben, dessen Pflaster von unschätzbarer vortrefflicher Mosaikarbeit ist und der in die verschiedenen Todtenkammern des Mausoleums leitet.

Die Festung von Smolensk.

Im sechzehnten Jahrhundert war eine mit Ringmauern versehene Stadt eine große Seltenheit in Rußland. Margeret sagt: „Alle ihre Schlösser und Festungen sind von Holz, mit Ausnahme derer von Smolensk, Ivano-Gorod, Toula, Kasan, Astrachan, Columna, Pontimel und Moskau.“ Smolensk galt also schon damals für eine sehr feste Stadt. Unter der Regierung Peters des Großen wurden ihre Fortificationen verbessert und vermehrt; man erhob sie zu einem furchtbaren Waffenplatz. Indessen drang im Jahre 1812 die französische Armee dennoch in die Stadt; am 16. Mai erschien Marschall Ney mit seinem Corps vor ihren Wällen. Die Laufgräben wurden von General Bagration vertheidigt, und die Einschließung von Seite der Franzosen war am 17. früh bereits bewerkstelligt.

Die Stadt Smolensk ist mit einer dreißig Fuß hohen Mauer umgeben, die eine Stärke von achtzehn Fuß, eine Länge von ziemlich neuntausend Ellen und nur zwei Thore hat, wovon das eine nach Krasnoi, Matislaw und Jelnia, das andere aber nach dem Dnieper führt. Neun und zwanzig Thürme von verschiedener Größe und

Stärke sind in ungleichen Zwischenräumen auf dieser Wallmauer, die außerdem mit einem Zinnenkranz gekrönt ist, vertheilt. Vor dieser Mauer befindet sich ein alter Graben, der jedoch ziemlich ausgefüllt ist.

Das nach Krasnoi führende Thor war auf der linken Seite durch zwei Erdwälle gedeckt, und rechts von demselben in einer Entfernung von zweitausend vierhundert Fuß stand die Citadelle, an welche sich von beiden Seiten die Ringmauer anschloß. Sie war in Form eines, aus fünf Bastionen gebildeten, regelmäßigen Achtecks gebaut, hatte keine Palissaden und konnte daher leichter mit Gewalt genommen werden. Gegen zwei Uhr des Nachmittags befahl Napoleon den Angriff auf der ganzen Linie. Murat warf sehr bald die feindliche Reiterei in den Platz zurück, und Poniatowski, der auf dem rechten Flügel agirte, hielt die Passage über den Dnieper besetzt. Hier ganz nahe an diesem Flusse war ein ziemlich bedeutender Hügel, auf welchem man eine Batterie von sechzig Kanonen aufstellte und damit auf die Truppenmassen feuerte, die sich am entgegengesetzten Ufer und auf der großen Brücke zeigten.

Vor der Citadelle führte der Kampf zu keinem Resultat; die Russen behaupteten sich in ihren Stellungen. Das erste französische Armeecorps, welches in den Vorstädten, die auf beiden Seiten des Krasnoithores liegen, aufgestellt waren, hatte den Auftrag den Feind aus seiner Stellung vor der Citadelle zu vertreiben, und trotz des kräftigsten Widerstandes des Feindes gelang es dem Marschall Davoust. Seine Soldaten erstiegen nun die Brustwehren, sprangen über die Gräben, aber an den Mauern der Festung scheiterten alle ihre Anstrengungen.

Da der Kaiser sah, daß es unmöglich war den Platz mit Sturm zu nehmen, befahl er, sechs und dreißig Feuerschlünde auf die Ringmauer zu richten und eine Bresche zu schießen; aber die Kanonen waren von zu schwachem Caliber, und da man aus der Höhe derselben schon

auf ihre Stärke schließen konnte, so wurde dies Project aufgegeben.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt war eine Batterie aufgestellt worden, welche Haubitzen in die Stadt warf und sie in Feuer steckte. Jedoch hörte der Kampf nur bei Einbruch der Nacht auf.

Als Barclay die verzweiflungsvolle Lage, in welcher sich die russische Armee befand, bemerkte, da befahl er um ein Uhr nach Mitternacht die Räumung der Stadt und setzte seine Truppen über den Dnieper. Eine Stunde später rückten die Grenadiere in die menschenleere Stadt ein.

Die Schlacht bei Smolensk kostete den Russen viertausend siebenhundert Mann, die todt auf dem Schlachtfelde blieben, und sieben bis achttausend waren kampfunfähig geworden. Unter den Getödteten befanden sich fünf Generäle.

Halle,

Druck von F. W. v. Colbatzky.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thibiages, M. von

Geschichte der berühmtesten Ritterburger und Schlösser Frankreichs,
Englands, Deutschlands, der Schweiz. Nebst deren Sagen, Legenden und Erzä
hlungen der Heldenthaten ihrer Besitzer. Deutsch von Ludwig Hain
Bd.: 2

Merseburg 1846

Eur. 814 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10408784-7